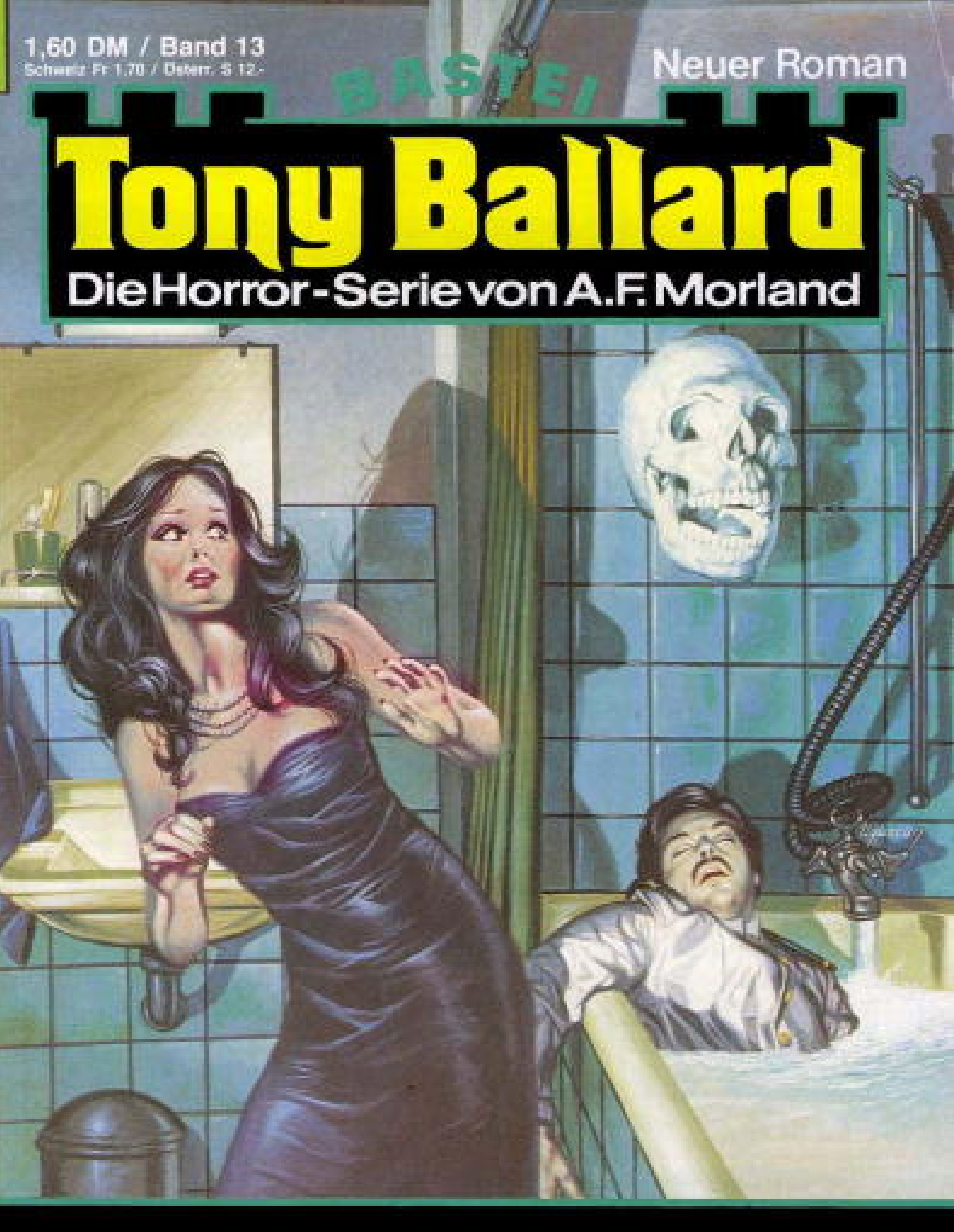


Sieben Tote für die Hölle



Sieben Tote für die Hölle

Tony Ballard Nr. 13

von A.F.Morland

erschienen am 18.03.1983

Sieben Tote für die Hölle

Niemand wußte es – aber das Grauen war bereits da. Es suchte ein Opfer, und es würde eines finden.

Sieben Tote für die Hölle waren geplant, aber das sollte nur der Auftakt zu einem furiosen Höllentanz sein. Weit mehr als tausend Seelen waren dem Fürsten der Finsternis versprochen, und Asmodis wartete schon auf sie.

Die sieben Toten waren nur der Anfang von einem Ende mit Schrecken…

Gus Huston gähnte. »Na, na, na«, sagte Henry Adams, sein Kollege, grinsend. »Hast du nicht gelernt, daß man sich die Hand vorhält…«

»Komm, vergiß mich«, brummte Huston. Er arbeitete als Steward auf dem britischen Luxusschiff »Empire«. 1200 Passagiere befanden sich an Bord. Die konnten einen ganz schön in Trab halten.

Huston blickte auf seine Uhr. Er war ein eleganter junger Mann, dem das weibliche Geschlecht sehr zugetan war. Blond, blauäuig, groß, sportlich und schlank. Die weiße Uniform paßte ihm wie angegossen.

»Ich mache in zehn Minuten Schluß«, sagte Gus Huston.

»Mit dem einen Job«, sagte Henry Adams und grinste wieder.

»Und dann geht's in irgendeiner Kabine mit der anderen Arbeit weiter, nicht wahr?«

»Bestimmt nicht.«

»Mir kannst du doch nichts vormachten, alter Witwentröster. Du mußt garantiert wieder eine reiche alte Dame glücklich machen. Man reißt sich diesmal wie auf jeder Fahrt wieder um dich.«

»Heute können sie mich alle mal. Ich bin müde und möchte nur noch schlafen.«

»Muß auch mal sein. Aber dafür haben die Ladies kein Verständnis. Wenn schon schlafen, dann mit ihnen. Gott, bin ich froh, daß ich nicht eine so ausnehmende Schönheit bin wie du. Bei mir hält sich der Andrang in Grenzen.«

»Darüber kannst du wirklich froh sein«, seufzte Huston. »Manchmal sind die Weiber ganz schön lästig, da wird ein Mann wie ich glatt zum Gejagten.«

»Laß dir ein Sicherheitsschloß in deine Kabinentür einbauen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte Huston, legte dem Kollegen die Hand auf die Schulter, brabbelte: »Mach's gut, Alter«, und ging.

Auf seinem Weg zur Kabine begegnete ihm niemand. Er war froh darüber. Er hatte keine Lust, ein freundliches Gesicht zu machen oder gar noch in ein langes Gespräch verwickelt zu werden. Schlafen. Ganz allein. Das war es, wonach er sich sehnte.

Der Gang, den er entlangging, machte einen Knick nach rechts.

Hinter ihm öffnete sich langsam eine Tür.

Huston sah es nicht. Ahnungslos schritt er weiter. Durch den Türspalt schob sich eine Hand. Eine Knochenklaue war es. Sie schimmerte bleich. Die Hand tastete sich vor. Ein Skelettarm wurde sichtbar. Und Augenblicke später tauchte der ganze Knochenmann auf!

***

Der Tod befand sich an Bord der »Empire«, doch niemand hatte davon Kenntnis. Im Festsaal ging es hoch her. Da wurde getanzt, getrunken und gelacht. Die Menschen amüsierten sich, als wäre dies

die letzte Nacht in ihrem Leben.

Vielleicht war das tatsächlich der Fall, doch noch brütete das Grauen im verborgenen.

Gus Huston erreichte seine Kabinentür. Er kramte in seiner Hosentasche herum, seine Finger suchten den Schlüssel. Er holte ihn heraus und schob ihn ins Schlüsselloch. Er dachte an die Flasche Whisky, die er in seinem Schrank aufbewahrte. Nur für private Zwecke. Er wollte einen tüchtigen Schluck zur Brust nehmen und sich anschließend in die Koje schmeißen.

Manchmal beneidete er einen Angestellten. Um acht Uhr ins Büro.

Um sechzehn Uhr nach Hause. Dazwischen kein Streß. Er hingegen war manchmal rund um die Uhr im Einsatz. Es war schon richtig, was Henry Adams gesagt hatte. Die weiblichen Passagiere waren Tag für Tag und erst recht Nacht für Nacht hinter ihm her. Er machte zumeist gute Miene zum bösen Spiel, denn die alten Mädchen, denen er seine Gunst schenkte, geizten nicht mit Geschenken.

Er hatte einen Plan.

Zehn Jahre wollte er zur See fahren. In dieser Zeit wollte er soviel Geld wie möglich zusammenraffen. Danach: Ozean, ade! Ein nettes Restaurant in London. Noble Stammgäste. Ein geruhsames Leben.

Davon träumte Gus Huston, und darauf arbeitete er nun schon das vierte Jahr hin. Sechs Jahre hatte er noch vor sich, und wenn das Geld weiterhin so reichlich in seine Taschen floß, würde er sein Ziel möglicherweise schon in acht oder neun Jahren erreichen.

In dieser Nacht hatte sich Huston jedoch von keinem späten Mädchen einfangen lassen. Er war zwar mit seinen 23 Jahren sehr gut in Form, aber hin und wieder mußte auch er eine Verschnaufpause einlagen.

Er drehte den Schlüssel.

Außer dem metallischen Klacken vernahm er noch ein anderes Geräusch. Ein leises Schaben, Knarren, Klappern.

Er wandte den Kopf und schaute über die Schulter zurück. Plötzlich weiteten sich seinen Augen. Er glaubte, ihnen nicht trauen zu können, denn sie vermittelten ihm ein Bild des Grauens.

Er sah ein Skelett!

***

»Das bist auch du?« fragte Oda, die weiße Hexe, ein rothaariges Mädchen mit intensiv grünen Augen. Wunderschön. Eine Traumfrau mit einem makellosen Körper und schier endlos langen Beinen.

Sie trug ein zitronenfarbenes Kleid. Was im Ausschnitt wogte, war sehenswert, und es fiel Lance Selby, dem Parapsychologieprofessor, verdammt schwer, sich auf die Fotos zu konzentrieren, die sich Oda mit ihm ansah. Sie saß in einem bequemen Sessel. Er stand dahinter, beugte sich über sie und roch den herrlichen Duft, der ihm aus der

Fülle ihres brandroten Haares entgegenwehte.

»Ja«, sagte er schmunzelnd. »Das bin auch ich. Damals war ich zehn oder zwölf Jahre alt.«

»Nicht wiederzuerkennen.«

»Welcher Lance gefällt dir besser?« fragte der Parapsychologe. »Der auf dem Foto – oder ich?«

Oda lachte. »Was könnte ich schon mit einem zwölfjährigen Jungen anfangen?«

Er bleckte die Zähne. »Du hast recht. So betrachtet, bin ich dem Jungen auf einigen Gebieten im Vorteil.«

Oda war kein menschliches Wesen, obwohl sie so aussah. Sie entstammte einer anderen Dimension, war eine abtrünnige Hexe, die von Mago, dem Schwarzmagier, und seinen Schergen unerbittlich gejagt worden war. Auf ihrer Flucht war sie nach England gekommen, und Tony Ballard und Mr. Silver hatten sie vor Mago gerettet.

In Tonys Haus hatte sie die Bekanntschaft von Lance Selby gemacht, und es hatte zwischen den beiden sofort gefunkt, wie man so schön sagt. Seither waren sie so oft wie möglich zusammen. Eine innige Freundschaft bahnte sich an. Und noch mehr…

Lance – groß, mit gutmütigen Augen und der Andeutung von Tränensäcken darunter – nahm der weißen Hexe das Fotoalbum aus den Händen. Sie blicken einander tief in die Augen. Auf dem Tisch stand eine Flasche köstlichen andalusischen Weines, fast leer. Zwei Gläser, ganz leer. Der schwere Wein tat bei beiden die erwünschte Wirkung. Sie fühlten sich großartig, entspannt, waren bereit, einander alles zu geben.

Er klappte das Album zu und nahm ihr hübsches Gesicht zwischen seine schlanken, kräftigen Hände. Sie wußten beide, was sie füreinander empfanden, doch es war bisher noch nicht ausgesprochen worden.

Sein Gesicht näherte sich dem der weißen Hexe. »Ich liebe dich, Oda. Vom ersten Augenblick an, als ich dich sah, wußte ich, daß du die Frau bist, auf die ich mein Leben lang gewartet habe.«

Über ihr Gesicht zuckte ein glückliches Lächeln. »Ja, Lance. Du und ich – wir gehören von nun an zusammen.«

»Nichts darf uns trennen.«

»Nichts«, flüsterte sie und schlang ihre Arme um seine Nacken.

Ihr Kuß brannte auf seinen Lippen. Ein wahrer Gefühlsrausch riß ihn mit sich fort. So stark hatte er noch bei keiner Frau empfunden.

Es bestand für sie beide kein Zweifel: sie waren füreinander bestimmt.

Sie lösten sich von allem los, fühlten sich schwerelos. Es gab keinerlei Probleme für sie. Nur grenzenloses Glück. An Gefahren dachten sie nicht. Dennoch gab es sie. Lance Selby war ein erklärter

Feind der Hölle. Er bekämpfte die schwarze Macht, wo er konnte.

Und Mago war noch lange nicht geschlagen. Er konnte jederzeit wiederkommen…

Aber daran wollten Oda und Lance jetzt nicht denken.

Es gab nichts auf der Welt, nur sei beide – und das genossen sie mit jeder Faser ihres Körpers, denn tief drinnen im Herzen wußten sie, daß der Rausch auch wieder vergehen würde, und der Boden der Tatsachen war nüchtern und hart.

***

Ein Skelett!

War das eine Halluzination?

Der Knochenmann zuckte zurück, verschwand aus Gus Hustons Blickfeld. Wie vor den Kopf geschlagen stand der Steward da. Die Müdigkeit hatte sich verflüchtigt. Adrenalin kreiste in Hustons Adern. Er war mächtig aufgeregt, vibrierte innerlich.

Was tun?

Sollte er das Skelett einfach vergessen? Es war nicht seine Art, mit Scheuklappen durch die Gegend zu rennen, sich um nichts zu kümmern. Er hegte den Verdacht, daß sich einer der Passagiere einen idiotischen Scherz erlaubte. Dunkel erinnerte sich Gus Huston an einen Film, den er vor vielen Jahren gesehen hatte. In dem Streifen hatte sich ein Mann ein schwarzes Trikot angezogen, auf das ein leuchtendes Phosphorgerippe gemalt gewesen war. Auf diese Weise hatte der Bursche eine Menge zu Tode erschreckt.

Dazu durfte es an Bord der »Empire« nicht kommen.

Wenn einer der Passagiere gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe war und diesem Spaßvogel begegnete, konnte es eine Katastrophe geben.

Huston beschloß, der Sache auf den Grund zu geben, den Scherzbold zu stellen und ihm ins Gewissen zu reden. Solche Späße macht man nicht.

Der Steward zog den Schlüssel ab, ließ ihn in die Hosentasche gleiten und kehrte um. Weit ausschreitend erreichte er den Gangknick. Schritte. Hustons Muskeln spannten sich. Aber einen Augenblick später sah er nicht den Knochenmann, sondern Mason Keith, den Ersten Offizier.

»Schon Dienstschluß, Huston?« fragte Keith.

»Ja«, antwortete der Steward und blickte an Keith vorbei. Der Gang hinter dem Ersten Offizier war leer. »Ist Ihnen jemand begegnet?« wollte Huston wissen.

»Suchen Sie jemanden?«

»Nicht gerade suchen…«, gab Gus Huston ausweichend zurück.

Mason Keith schüttelte den Kopf. »Mir lief niemand über den Weg.«

Huston wollte nicht über seine Wahrnehmung sprechen. Vielleicht stimmte es gar nicht, daß er ein Skelett gesehen hatte. Er wollte den Ersten Offizier nicht beunruhigen. Mason Keith hätte ihm ohnedies kein Wort geglaubt. Es war vernünftiger, kein Wort über den Knochenmann zu verlieren und der Sache selbst nachzugehen.

»Vielen Dank, Sir«, sagte Gus Huston und eilte weiter.

Der Erste Offizier schüttelte den Kopf. Er fand, daß sich der Steward sonderbar benahm. Aber er zerbrach sich deswegen nicht lange den Kopf, sondern setzte seinen Weg fort.

Huston erreichte das Ende des Ganges. Eine Flügeltür. Der Steward öffnete sie vorsichtig. Von dem Skelett keine Spur. War es wirklich nur ein verkleideter Mensch? Oder…

Der Steward schauderte unwillkürlich.

Mein Gott, dachte er. Wenn ich wirklich ein echtes Gerippe gesehen habe, einen echten Knochenmann…

Nicht auszudenken.

Er stand diesen Dingen sehr skeptisch gegenüber, glaubte im allgemeinen keine Spukgeschichten. Aber daß es mehr zwischen Himmel und Erde gab, als sich seine Schulweisheit träumen ließ – davon war er überzeugt.

Es gab das Gute. Es gab Gott.

Folglich mußte auch das Böse existent sein. Und der Teufel!

Himmel – Hölle. Daran glaubte Gus Huston.

Obwohl er die unheimliche Erscheinung nicht sehen konnte, fand er doch den richtigen Weg, der ihn unbewußt hinter ihr herführte.

Möglicherweise wurde er sogar gelenkt, ohne daß er es mitbekam.

Beinahe zielstrebig eilte der Steward eine Treppe hinunter.

Auf einer der Stufen saß ein Betrunkener. Mit glasigen Augen stierte er Huston an. »Sie sind der Steward, nicht wahr?« nuschelte der Mann.

»Ja«, gab Huston nervös zurück.

»Ich mag Typen wie Sie nicht. Sie spannen einem jede Frau aus.«

»Was reden Sie denn da für einen Unsinn.«

»Nelly Foggarty. Ich sage nur Nelly Foggarty. Klingelt's bei Ihnen?«

Die Frau hatte sich dem Steward gleich am Tag der Abreise in ihrer Kabine an den Hals geworfen. Er hatte nicht wissen können, daß es an Bord einen Verehrer gab, sonst hätte er die Finger von ihr gelassen.

»Möchten Sie, daß ich Sie in Ihre Kabine bringe?« fragte Huston.

»Sie haben ganz schön geladen.«

»Ich möchte, daß Sie mich in Ruhe lassen, Sie verdammter Schürzenjäger. Und wieviel ich getrunken habe, geht Sie einen feuchten Kehricht an.«

»Natürlich«, erwiderte Gus Huston und eilte die Treppe weiter hinunter.

Zwischen ihm und dem Knochenmann schien ein unsichtbarer

Leitfaden zu existieren. Das Skelett wollte den Steward an einen Ort locken, wo es mit ihm ungestört war.

Diesen Ort gab es.

An der Tür stand: MASCHINENRAUM – UNBEFUGTEN IST DER ZUTRITT UNTERSAGT.

Huston öffnete die Tür, und er vermeinte, dem andern plötzlich ganz nahe zu sein. Ein kaltes Prickeln überlief seinen Körper. Der Maschinenraum war groß. Die schweren Motoren des Ozeanriesen stampften im Gleichklang. Viel Personal wurde hier unten nicht benötigt. Die intelligente Technik machte den Menschen beinahe überflüssig. Er übte nur noch Kontrollfunktionen aus.

Gus Huston drehte sich halb um. Er fragte sich, woher es kam, daß er so felsenfest davon überzeugt war, daß der Kerl, hinter dem er her war, sich hier befand.

Tanks, Kühlleitungen, Ölrohre… Hunderte von Möglichkeiten, sich zu verstecken. Huston überquerte eine Metallbrücke. Der Maschinenlärm überdeckte seine Schrittgeräusche.

Und die des andern!

Er war hinter dem Steward.

Auf Armlänge kam der Knochenmann an Gus Huston heran.

Plötzlich signalisierte dem Steward sein sechster Sinn die Gefahr.

Wie von der Natter gebissen fuhr er herum – und stand dem bleichen Skelett gegenüber.

***

Sein Herz übersprang einen Schlag. Also doch kein Trugbild! schoß es ihm durch den Kopf. Sondern grauenvolle Realität. Das Gerippe stürzte sich auf ihn. Gus Huston konnte vieles ausgezeichnet: Tennis, Geräteturnen, Basketball, Kricket, Golf – aber kämpfen konnte er kaum. Er war ein verträglicher Mensch, der mit allen Leuten auszukommen versuchte und jedem Streit aus dem Weg ging. Er war der Auffassung, Menschen, die sich prügelten, wären primitiv. Deshalb war er im Gebrauch seiner Fäuste ungeübt.

Das konnte nicht gutgehen.

Das Skelett hämmerte ihm die Knochenfaust gegen den Rippenbogen. Er stieß einen heiseren Schrei aus, der jedoch im Maschinenlärm unterging. Huston prallte – von der Wucht des Schlages zurückgeworfen – mit den Schulterblättern gegen eine silberglänzende Ölleitung. Sein Gesicht verzerrte sich. Jetzt erst ballte er die Hände zu Fäusten, und als der Knochenmann in seine Reichweite vortauchte, schlug er zurück.

Wider Erwarten traf seine Rechte auch.

Sie landete am Schädel des Unheimlichen.

Das Skelett pendelte den Treffer aus, blockte Hustons zweiten Schlag

ab und konterte. Knochenhart – im wahrsten Sinne des Wortes. Der Treffer rüttelte den Steward gewaltig durch. Huston klammerte sich an die bleichen, kalten Knochen des Schrecklichen. Für Fragen wie: Woher kommt er? Wieso kann ein Skelett leben? Was bezweckt der Knochenmann mit seinem Auftauchen? –, für diese Fragen war keine Zeit.

Es widerte Huston an, die Knochen seines gefährlichen Gegners zu berühren, aber er wußte nicht, wie er anders mit ihm fertigwerden sollte. Er nahm all seinen Mut zusammen und riß das Gerippe auf sich zu. Der Knochenbrustkorb prallte gegen ihn.

Huston schlang die Arme blitzschnell um das Skelett. Er bog sein Kreuz nach hinten. Damit hob er das Gerippe hoch. Unbewußt sichelte er dem Knochenmann die Beide weg, und dann fielen sie beide.

Sie rollten über den öligen Gitterrost. Kleine schwarze Quadrate zeichneten sich auf der weißen Uniform des Stewards ab.

Er bringt dich um! hämmerte es hinter Hustons Stirn. Wenn du ihn nicht besiegst, tötet er dich!

Aber wie? Wie wurde man mit einer solchen Kreatur fertig, die die Hölle eingesetzt hatte.

Huston ließ das Skelett los. Er wälzte sich von ihm fort und sprang atemlos auf die Beine. Sein Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen. Er befürchtete, in wenigen Augenblicken schlapp zu machen. Das Gerippe verlangte ihm zuviel ab. Nicht so sehr an Kraft wie an nervlicher Substanz. Der Steward war diesem Horror kaum noch gewachsen.

Er wollte die Entscheidung erzwingen.

Das Skelett erhob sich. Nicht so schnell wie Gus Huston. Es schien Zeit zu haben. Es schien zu wissen, daß ihm dieses Opfer sicher war.

Da ließ Gus Huston den Fuß hochschnellen. Das Gerippe wurde hochgerissen und zurückgeschleudert.

Das bedeutete Luft für den Steward.

Er drehte sich blitzschnell um und ergriff die Flucht. Er wollte Alarm schlagen. Die gesamte Besatzung sollte sich am Kampf gegen den Knochenmann beteiligen. Mit vereinten Kräften würde es ihnen gelingen, den Unheimlichen zu überwältigen und über Bord zu werden.

Einer allein kämpfte gegen den knöchernen Unhold jedoch auf verlorenem Posten.

Gus Huston hetzte auf die Tür zu, durch die er den Maschinenraum betreten hatten. Du mußt es schaffen! Du mußt! *Du mußt!*

schrie es in ihm. Er gab sein Letztes. Im Laufen war er nicht schlecht.

Es war nicht unmöglich, daß ihm die Flucht gelang. Verbissen hoffte er auf die Rettung. Wenn er erst mal die Tür hinter sich zugeworfen hatte…

Es kam nicht dazu.
Ein Faustschlag traf seinen Rücken. Er schrie auf, warf die Arme hoch und fiel nach vorn. Er schlug mit dem Gesicht auf. Die Oberlippe platzte. Aufgewühlt drehte er sich um.
Das Skelett ließ sich auf ihn fallen. Huston zog die Beine an. Es gelang ihm, den schrecklichen Gegner noch einmal zurückzustoßen, aber der Knochenmann kam sofort wieder, und diesmal vermochte ihn der Steward nicht mehr abzuwehren. Was von Anfang an vorgezeichnet gewesen war, passierte.
Harte Knochenfinger legten sich um Hustons Kehle und drückten zu.
Das Grauen hatte sich sein erstes Opfer geholt…

***

Wir lagen im Bett, und ich war ruhelos. Normalerweise fällt es mir nicht schwer abzuschalten, doch an diesem Abend hatte ich damit Schwierigkeiten. Namen und Gedankenfetzen schwirrten durch meinen Kopf. Erinnerungen an den letzten Fall, der mich zuerst nach Hongkong, in die Höllenbucht, und von da nach Protoc, in die Welt der Pavian-Dämonen, geführt hatte, wo wir gegen Raghoora, den Affenkaiser, einen mächtigen Verbündeten von Asmodis, gekämpft hatten.
Wir, also Mr. Silver und ich, hatten uns nicht allein nach drüben begeben. Ein Mann, dem wir zuerst mißtraut hatten, hatte uns begleitet: Daryl Crenna. Er war für mich ein seltsamer Bursche gewesen, und er hatte uns sein Geheimnis offenbart: Er entstammte der Welt des Guten und hieß eigentlich Pakka-dee. Er war imstande, sich in ein Monster mit tödlichen Fangarmen zu verwandeln, denn es war seine Aufgabe, die Mächte der Finsternis mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.
Crenna plante, gegen die schwarze Macht eine Gruppe aufzubauen, die sich »Der Weiße Kreis« nennen würde. Uns konnte das nur recht sein. Je mehr Gegner die Hölle hatte, um so besser war es.
In Protoc begegnete Mr. Silver einem alten Bekannten: Metal, dem Silberdämon, dem einzigen, der die Katastrophe überlebt hatte, die über die Silberwelt hereingebrochen war.
Asmodis, von Raghoora aufgewiegelt, hatte die Silberwelt mit einem Höllentaifun in eine Wüste verwandelt, und Metal war nach Protoc gekommen, um dafür Rache zu nehmen.
Dieses Mal kämpften wir Seite an Seite mit einem Vertreter des Bösen. Gleich nach dem Kampf trennten sich unsere Wege jedoch, und Metal war wieder unser Feind…
All das ging mir durch den Kopf – und noch mehr.
Auch Mago, der Schwarzmagier, geisterte durch meinen Schädel.
Einem seiner Schergen war es gelungen, Mr. Silver seine

übernatürlichen Fähigkeiten zu rauben. Der Ex-Dämon hatte jetzt kaum mehr als ich zu bieten, das war ein Tiefschlag, unter dem vor allem der Hüne mit den Silberhaaren litt. Er konnte sich auf die neue Situation noch nicht völlig einstellen, riskierte manchmal zuviel, im Vertrauen auf nicht mehr vorhandene Kräfte. Das konnte einmal schiefgehen

… »Kannst du nicht schlafen, Tony?« fragte Vicky neben mir. Sie knipste die Nachttischlampe an und wandte sich mir zu. Ihr honigfarbenes Haar streichelte ihre Wange. Sie strich es zurück und musterte mich besorgt mit ihren veilchenblauen Augen.

»Ich bin heute zu sehr aufgedreht«, sagte ich. »Weiß der Teufel, warum.«

»Hast du Probleme?«

»Eigentlich nicht. Die, die es gab, liegen erledigt hinter mir.«

Sie glitt näher. Ich spürte ihren Körper, und ihre Haare streichelten mich zärtlich. Allmählich keimte Verlangen in mir auf. Ich nahm Vicky in die Arme. Sie bedeckte meine Gesicht mit unzähligen Küssen, während ich sie von dem hauchzarten Nachthemd befreite…

Sie schaffte es mühelos, mich alles vergessen zu lassen. Ich war kein Dämonenhasser mehr, kein Höllenjäger – nur noch Mensch, und ich fühlte, wie wichtig das für uns beide war.

Eng umschlungen schliefen wir ein.

Tags darauf rief Daryl Crenna an. »Geht es gut?« fragte ich ihn.

»Ausgezeichnet«, erwiderte der Mann aus der Welt des Guten.

»Ich habe versprochen, mich zu melden, sobald ich eine Bleibe gefunden habe.«

»Und?«

»Ich habe mir ein Haus zugelegt, das genau meinen Anforderungen entspricht.«

»Wunderbar, und wo?« wollte ich wissen.

Er nannte die Adresse. Ich schrieb sie auf. Auch die Telefonnummer nannte er mir. Ich notierte sie ebenfalls. »Jetzt weiß ich, wo du zu erreichen bist, falls es mal brenzlig wird«, sagte ich lachend.

»Ich rechne damit, daß du mich anrufst, wenn du Hilfe brauchst, Tony!«

»Darauf kannst du dich verlassen«, gab ich zurück. »Ich werde so unverschämt sein.«

***

»Guten Morgen, Mr. Asner«, sagte der Portier, als der Reeder das Bürogebäude in der City von London betrat.

»Guten Morgen«, erwiderte Frederick Asner den Gruß. Er war ein dunkelhaariger, schlanker Mann, elegant gekleidet, trug Regenschirm und Melone. »Alles in Ordnung?«

Der Portier nickte. »Keine besonderen Vorkommnisse.«
»Fein.«
Es waren immer dieselben Worte, die sie wechselten. Sie taten es stets in freundlichem Ton, mit einem kleinen Lächeln. Wie jeden Morgen begab sich Frederick Asner danach zu »seinem« Lift, der ihn zu seinem Büro hochbrachte. Oben glitten die Türen zur Seite, und Asner betrat ein großzügig eingerichtetes Vorzimmer.
An einem großformatigen Schreibtisch saß eine gutaussehende, gepflegte Mittvierzigerin, deren dezentes Parfümaroma den Raum füllte.
»Guten Morgen, Mr. Asner.«
»Rita«, sagte er mit einem warmen Lächeln und übergab ihr Hut und Schirm. »Sie sehen heut wieder mal blendend aus. Ihr Mann ist zu beneiden.«
Sie lachte. »Der Ärmste hat nicht viel von mir. Ich bin in erster Linie mit der Reederei verheiratet.«
»Ich könnte mir vorstellen, daß er manchmal auf die Firma böse ist.«
»Er hat sich damit abgefunden.«
Asner begab sich in sein holzgetäfeltes Allerheiligstes.
»Tee kommt sofort«, sagte Rita.
»Lassen Sie sich Zeit«, erwiderte Frederick Asner und schloß die Tür. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und widmete sich den Morgenzeitungen. Ein Mann wie er mußte über das, was in der Welt vorging, Bescheid wissen. Krisen schüttelten den Globus. Europa, Asien, Amerika – überall gärte es. Die Konjunkturlokomotive wollte nicht anziehen, aber die Wirtschaftsexperten waren sich einig, daß es den Regierungen der westlichen Industriewelt wenigstens gelungen war, die Talfahrt zu stoppen.
Das Telefon läutete.
Der Reeder ließ die Zeitung sinken und griff nach dem Hörer.
»Ein Mann, der seinen Namen nicht nennen möchte, will Sie sprechen«, sagte Rita Jones.
»Stellen Sie das Gespräch durch«, verlangte Frederick Asner, nichts Böses ahnend.
Es knackte in der Leitung. Dann fragte eine heisere, unsympathische Stimme: »Sind Sie dran, Mr. Asner?«
»Ja. Meine Sekretärin sagt, Sie möchten Ihren Namen nicht nennen.«
»Ganz recht.«
»Und warum nicht?«
»Ich habe meine Gründe dafür.«
»Darf ich die erfahren?«
»Aber sicher. Deshalb rufe ich Sie ja an. Sie sind einer der reichsten Reeder von England, Mr. Asner.«
»Stört Sie das?«

»Ganz und gar nicht. Wenn sich hinter Ihnen nicht so viel Geld befinden würde, könnten wir beide ja nicht ins Geschäft kommen, deshalb begrüße ich Ihren Reichtum.«

Frederick Asners Wangenmuskeln zuckten. Seine Augen verengten sich. Da schien sich ein verbrecherisches Element mit ihm in Verbindung gesetzt zu haben. Reiche Menschen werden nicht nur beneidet. Sie leben auch gefährlich. Und sie können jederzeit Opfer von Erpressern oder Kidnappern werden.

»Was wollen Sie?« fragte Asner hart. Ein eiserner Vorhang ging zwischen ihm und dem Anrufer nieder.

Der Mann lachte. »Ich möchte Ihnen ein Geschäft vorschlagen…«

»Es wird mich wohl kaum interessieren, solange ich nicht einmal Ihren Namen weiß, Mr. Anonymus.«

»Sind Namen denn so wichtig für Sie?«

»Mit Unbekannten pflege ich im allgemeinen keine Geschäfte zu machen.«

»Na schön, wenn Sie sich leichter tun, nennen sie mich Miller.«

Ein erfundener Name, dachte Frederick Asner ärgerlich. Miller, Smith, Brown, so nennen sich häufig Leute, die ihren richtigen Namen nicht preisgeben wollen. Er verzog unwillig das Gesicht und wollte sich aufregen.

Da sagte »Miller«: »Es geht um zwei Millionen Pfund, Mr. Asner.«

»Eine Menge Geld«, entgegnete der Reeder.

»Das Sie mir bezahlen werden.«

»Tatsächlich? Wofür?«

»Ihnen gehört doch das Luxusschiff ›Empire‹.«

»Allerdings«, sagte Asner beunruhigt.

»Ich habe auf Ihrem Schiff Bomben versteckt, Mr. Asner«, sagte Miller.

Dem Reeder fuhr ein eisiger Schreck ins Mark. Bomben auf der

»Empire«. 1200 Passagiere auf dem Schiff, und die Besatzung – Bomben. Großer Gott… Asners Stirn überzog sich mit einem dünnen Schweißfilm. Sein Atem ging schneller.

Der Erpresser lachte gemein. »Das trifft Sie hart, nicht wahr?«

Wut wallte in Frederick Asner auf. »Verdammt, warum haben Sie das getan, Miller?«

»Um zu Geld zu kommen. Würden Sie mir sonst freiwillig zwei Millionen Pfund schenken? Wohl kaum. Ich brauche dieses Druckmittel gegen Sie.«

»Ich weigere mich, mich von Ihnen erpressen zu lassen!« schrie der Reeder aufgebracht.

Miller lachte wieder. »Ich kann mir denken, was jetzt in Ihrem Kopf vorgeht. Sie möchten veranlassen, daß man die Bomben an Bord der ›Empire‹ sucht und entschärft. Aber so einfach ist das nicht. Selbst

wenn meine Bomben gefunden werden, kann niemand sie entschärfen.«

»Wofür halten Sie sich, Miller? Für den Einstein unter den Bombenbastlern? Es gibt Spezialisten…«

»Die würden in diesem Fall auch versagen, denn es handelt sich um keine gewöhnlichen, sondern um schwarzmagische Bomben. Haben Sie schon mal von schwarzer Magie gehört?«

»Ja.«

»Glauben Sie daran?«

»N-nein…«

»Doch. Sie wollen es nur nicht zugeben. Mein Lieber, sie stecken arg in der Klemme. Wenn Sie auf das Geschäft, das ich Ihnen vorschlage, nicht eingehen, wird es auf der ›Empire‹ zu entsetzlichen Szenen kommen. Das nackte Grauen wird die Menschen packen. Panik, Chaos werden ausbrechen. Es wird zunächst sieben Tote für die Hölle geben und diese Ereignisse werden die Menschen auf hoher See in den Wahnsinn treiben. Es wird zu schrecklichen Szenen auf Ihrem Schiff kommen, und schließlich werden die Leute in ihrer namenlosen Angst ein Inferno schaffen, dem die ›Empire‹ zum Opfer fallen wird. Sie haben keine Chance, Asner. Sie müssen zahlen!«

»Sie dreckiger kleiner Ganove…!«

»Sie sollten sich eines freundlicheren Tones befleißigen, mein Lieber. Halten Sie sich immer vor Augen, was auf dem Spiel steht. Vielleicht denken Sie, ich bluffe nur. In dem Fall rate ich Ihnen, sich mit der ›Empire‹ in Verbindung zu setzen. Einmal hat das Grauen nämlich bereits zugeschlagen. Einen Toten gibt es schon. Damit Sie sehen, daß es mir mit meiner Drohung ernst ist. Vergewissern Sie sich, Asner. Und denken Sie darüber nach: Was sind schon zwei Millionen Pfund gegen ein so großes Schiff und so viele Menschen?«

Es klickte in der Leitung. Miller hatte aufgelegt.

Nervös schleuderte Frederick Asner den Hörer in die Gabel. Er schlug die Hände vors Gesicht und war ratlos.

***

Ed Thackery, der Kapitän der »Empire«, stand auf der Brücke und unterhielt sich mit Mason Keith, dem Ersten Offizier. »Wie sieht der Wetterbericht aus?« wollte Thackery wissen.

»Einfach herrlich. Von der Störungszone, die sich gestern auf uns zubewegte, sind nur noch spärliche Reste übrig. Sie werden sich wohl im Laufe des Tages völlig auflösen. Wir werden kaum noch etwas davon zu spüren kriegen«.

»Also ist keine stürmische See zu erwarten.«

»Der Computer sagt nein.«

»Er muß es ja wissen«, sagte der Kapitän. Die »Empire« verfügte zwar

über ausgezeichnete Stabilisatoren, aber empfindlichen Passagieren konnte bei bewegter See trotzdem schlecht werden. Dann hingen sie bleich wie Leichen überall herum und kotzten alles voll.

Das Telefon schnarrte. Ed Thackery griff nach dem Hörer und meldete sich.

»Hier ist Jack Harrison«, sagte der Bordfunker am anderen Ende.

»Würden Sie bitte in meine Kabine kommen, Sir? Sie werden aus London verlangt.«

»Komme sofort«, erwiderte der Kapitän, übergab dem Ersten Offizier das Kommando und verließ die Brücke.

Auf dem Deck rannten ihn spielende Kinder fast um. »Na, na, na, ihr kleinen Wilden!« sagte Thackery grinsend. »Wollt ihr wohl auf den Kapitän dieses Schiffes mehr aufpassen? Er wird noch gebraucht.«

In der Funkkabine erwartete ihn Jack Harrison, ein junge Mann in T-Shirt und Bluejeans. Der Funker gab den Stuhl frei. »Mr. Asner, Sir«, sagte er. Ed Thackery setzte sich, rückte sich das Mikrophon zurecht und begann den Funkverkehr mit den Worten: »Hallo, Mr. Asner. Was haben Sie denn auf dem Herzen?«

Die Stimme des Reeders klang gepreßt. Frederick Asner schien Sorgen zu haben. »Ist auf der ›Empire‹ alles in Ordnung, Ed?«

»Aber ja. Es könnte nicht besser sein. Die Passagiere sind zufrieden. Der Mannschaft geht es ausgezeichnet. Warum fragen Sie?«

»Weil bei euch an Bord irgend etwas passiert sein muß.«

»Mir wurde nichts gemeldet, Sir.«

»Sind Passagiere und Mannschaft vollzählig?«

»Das weiß ich auf Anhieb natürlich nicht. Was soll's denn gegeben haben?«

»Eine Leiche!« sagte Frederick Asner mit belegter Stimme.

***

»Miller« kicherte. Er rieb sich die sehnigen Hände. Der Reeder hatte keine Chance. Wenn er sein Schiff behalten wollte, wenn die »Empire« keiner entsetzlichen Katastrophe zum Opfer fallen sollte, mußte Asner sich von den zwei Millionen Pfund trennen.

Natürlich hatte selbst Frederick Asner so viel Geld nicht flüssig, aber die Banken würden es ihm jederzeit zur Verfügung stellen, schließlich war sein Unternehmen nicht nur angesehen, sondern stand außerdem auf finanziell gesunden Beinen.

Aber Asner mußte sich beeilen, denn das Höllenuhrwerk tickte.

Unaufhaltsam drehten sich die teuflischen Zahnräder weiter, und je länger sich Frederick Asner Zeit ließ, desto mehr Leichen würde es an Bord geben.

Der Erpresser zündete sich eine Zigarette an und goß sich einen Drink ein. Er konnte mit dem, was er auf die Beine gestellt hatte,

zufrieden sein. Es lohnte sich, einen Pakt mit der Hölle zu schließen.

Macht und Reichtum waren die Folge. Daß Miller dadurch selbst einmal in der Hölle landen würde, störte ihn nicht. Er fühlte sich sowieso nirgendwo anders hingezogen.

Wer tüchtig war und wer ein Leben im Bösen aufweisen konnte, der konnte auch in der Unterwelt Karriere machen.

Miller setzte sich. Frederick Asner informierte sich in diesem Moment wahrscheinlich gerade. Er würde hören, daß »Miller« die Wahrheit gesagt hatte, daß es auf der »Empire« tatsächlich bereits einen Toten gab. Angst und Verzweiflung würden ihn erfüllen – und die Sorge um das Schiff und die Menschen, die sich darauf befanden.

»Er wird zahlen«, murmelte der Erpresser zuversichtlich. »Weil er weiß, daß sich niemand gegen die Allmacht der Hölle stellen kann.«

***

Ed Thackery schluckte. Er warf dem Funker einen erschrockenen Blick zu. »Wie war das, Sir?«

»Ihr habt einen Toten an Bord!« sagte Frederick Asner in London.

»Woher wissen Sie das?« erkundigte sich der Kapitän.

»Kann ich Ihnen erklären«, gab der Reeder zurück, und dann berichtete er von Millers Anruf.

Thackery wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. »Meine Güte, zwei Millionen Pfund… Schwarzmagische Bomben … Eine Leiche …«

»Ich brauche Gewißheit, Ed.«

»Ist klar, Sir.«

»Ich muß wissen, ob das wahr ist, was Miller gesagt hat. Vielleicht blufft er nur.«

»Das wollen wir hoffen«, seufzte Ed Thackery.

»Sie sagen es«, ächzte der Reeder in London. »Suchen Sie die Leiche, Ed. Stellen Sie das Schiff auf den Kopf, aber tun Sie es so unauffällig wie möglich, damit die Passagiere nichts mitkriegen. Wir müssen jede Panik vermeiden.«

»Versteht sich von selbst, Sir.«

»Erstatten Sie mir umgehend Bericht, wenn die Suche zu Ende ist.«

»Natürlich, Sir. Angenommen, einer meiner Leute entdeckt so eine schwarzmagische Bombe – wie sieht sie überhaupt aus…?«

»Keine Ahnung. Ihre Leute sollen allem, was ihnen verdächtig erscheint, fernbleiben.«

»Ich kann’s nicht fassen, Sir, ich kann es einfach nicht fassen.«

»Ich auch nicht, Ed. Bitte gehen Sie sofort an die Arbeit.«

»Selbstverständlich, Sir«, sagte der Kapitän und erhob sich.

Jack Harrison hatte das Gespräch mitgehört. »Glauben Sie wirklich, daß wir die Hölle an Bord haben, Sir?«

Ed Thackery hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Jack. Ich weiß es im Augenblick wirklich nicht.«

***

Rebecca Morton drehte sich seufzend auf die Seite. Eine schwarze Schlafmaske bedeckte ihre Augen. Andere Passagiere waren schon beim zweiten Frühstück, während Rebecca noch friedlich schlummerte.

Die schwarzhaarige Frau war spät ins Bett gekommen. Eine kleine Fete mit Freunden. Sie hatten viel getrunken. Zu viel. Rebecca konnte sich nicht mehr erinnern, wie sie in ihre Luxuskabine gekommen war. Vielleicht hatte sie einer ihrer Verehrer zu Bett gebracht. Sie konnte nur hoffen, daß er die Situation nicht ausgenutzt hatte.

Allmählich erwachte sie.

Sie dehnte die Glieder. Ein fader Geschmack befand sich in ihrem Mund. Sie nahm die Schlafmaske ab. Sonnenlicht flutete durch die Bullaugen. Vorsichtig setzte sich Rebecca Morton auf. Sie hatte eine schlimme Zeit hinter sich. Die Ehe mit Arthur war die Hölle gewesen. Er gehörte der Londoner Schickeria an, war Maler und kassierte für seine Werke ein Vermögen. Anfangs hatte ihr seine Exzentrik imponiert, aber nach und nach bekam sie dieses verrückte Leben an seiner Seite satt. Er war ein entsetzlicher Egoist, der auf niemanden Rücksicht nahm. Am allerwenigsten auf seine eigene Frau. Daß er mit allen seinen Modellen schlief, nahm sie noch hin, als er eines Tages aber darauf bestand, daß sie an einer Gruppensexorgie teilnahm, war für sie der Ofen aus. Sie reichte die Scheidung ein und nahm ihrem Mann die Hälfte seines Vermögens ab. Das traf ihn härter als der Verlust des Eheweibes.

Nun befand sich Rebecca Morton auf großer Fahrt, um alle ihre Probleme hinter sich zu lassen. Sie wollte sich erholen. Eigentlich hätte sie dafür nicht die Hilfe des Alkohols in Anspruch nehmen dürfen. Sie beschloß, in Zukunft mit den Drinks ein bißchen vorsichtiger zu sein.

Es klopfte.

»Ja!« rief Rebecca.

»Ich bin es: John Balding.«

Der gute John zerfranste sich für sie. Er war verrückt nach ihr.

Wenn sie sich nicht irrte, hatte er ihr das in der vergangenen Nacht sogar gestanden.

»Augenblick!« rief sie und stieg aus dem Bett. Der Teppichboden war warm und weich. Rebecca fischte sich den Morgenmantel, zog ihn an und begab sich barfuß zur Kabinentür.

Draußen stand John Balding. Er grinste breit, war ein stattlicher Bursche mit beachtlichen Muskeln.

»Wie kann man um diese Zeit nur so unverschämt strahlen?« stöhnte Rebecca.
»Es ist halb zehn.«
»Komm rein. Wie lange bist du denn schon auf?«
Er lachte. »Ich war noch gar nicht im Bett.«
»Das sieht man dir nicht an. Wie schaffst du das bloß?«
»Ich habe eben eine Superkonstitution.«
»So muß es wohl sein. Habe ich mich gestern danebenbenommen?«
Er schüttelte den Kopf. »Ich habe gut auf dich aufgepaßt.«
»Meine Güte, wie viele Drinks waren es zuviel?«
»Eine ganze Menge.«
»Ich habe einen schrecklichen dicken Kopf.«
»Wir wollten Kricket spielen. Ich sollte dich abholen.«
»Das habe ich total vergessen. Ich kann mich überhaupt an nichts erinnern. Hast du mich in meine Kabine gebracht?«
»Ja.«
»Und mich ausgezogen?«
Er grinste. »Leider nein. Du hast darauf bestanden, es selbst zu tun. Und ich mußte zuvor die Kabine verlassen. Es ist nichts passiert.«
»Dann kann ich also jedermann reinen Gewissens in die Augen sehen?«
»Kannst du«, bestätigte Balding, und Rebecca atmete erleichtert auf. »Wenn du heute lieber nicht Kricket spielen möchtest…«
»Nein, nein«, sie wedelte abwehrend mit der Hand. »Versprochen ist versprochen. Setz dich. Ich nehme nur rasch eine kalte Dusche. Das wird meine Lebensgeister auf Vordermann bringen.«
Sie begab sich ins Bad, zog sich aus und schob den bunten Nylonvorhang zur Seite. Im selben Moment sprang sie das nackte Grauen an.

***

John Balding setzte sich. Er schlug die Beine übereinander und versuchte sich plastisch vorzustellen, was in diesem Moment nebenan passierte. Rebecca ließ die Hüllen fallen. Obwohl er sie noch nie nackt gesehen hatte, glaubte er zu wissen, wie sie hüllenlos aussah.
Er war verrückt nach ihr. Das hatte er ihr gestanden, und bevor diese Fahrt zu Ende ging, mußte sie ihm gehören. Aber er überstürzte nichts. Er hatte noch sehr viel Zeit.
Ein markerschütternder Schrei riß ihn jäh aus seinen Gedanken.
Er sprang auf, als wäre ein Stromstoß durch die Sitzfläche des Stuhls gefahren. Der Schrei kam aus dem Badezimmer. Rebecca hatte ihn ausgestoßen.
Balding stürmte los.
Mit wenigen Sätzen erreichte er die Tür, die ins Bad führte. Er riß sie

auf. Rebecca Morton war tatsächlich nackt, aber jetzt hatte er keinen Blick dafür.

Genauso fassungslos und entsetzt wie sie starrte er die Leiche an, die sich in der Duschkabine befand.

Es war Gus Huston, der Steward. Daß er tot war, stand außer Zweifel. Aber er lag nicht auf dem Boden. Jemand hatte ihm einen Nylonstrumpf um den Hals geschlungen und dessen Ende um den Brausekopf gewickelt. Es hatte den Anschein, als würde der Tote stehen.

Doch Huston stand nicht, er hing.

Weit waren seine Augen aufgerissen. Furcht und Panik verzerrten seine Züge. Der Mund war halb offen, die Zunge quoll dick über die Lippen.

Rebecca riß sich von diesem schrecklichen Anblick los. Sie warf sich zitternd in John Baldings Arme und flüsterte verstört: »Bring mich raus, John. Bitte, bring mich hier raus…!«

***

Es ergab sich, daß sich Lance Selby bei mir befand, als Tucker Peckinpahs Rolls Royce vor meinem Haus stehenblieb. Vicky Bonney, Roxane, Oda und Mr. Silver waren außer Haus, und ich nützte die günstige Gelegenheit für ein Gespräch unter vier Augen. Ich wollte hören, was Lance über Oda zu sagen hatte. Da wir keine Geheimnisse voreinander hatten, gestand er mir, daß er sie liebte, und es war wohl der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo Oda nicht mehr in meinem Haus, sondern in seinem wohnen würde. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Bei Lance war die weiße Hexe bestens aufgehoben.

Ich nahm mir einen Pernod, als es läutete.

Peckinpah.

Die unvermeidliche Zigarre klemmte zwischen seinen Lippen.

»Hallo, Partner«, sagte ich. »Nett, daß Sie sich mal wieder in meiner bescheidenen Hütte blicken lassen.«

Der Industrielle, einer der reichsten Männer Englands, hatte keinen Sinn für Humor. Seine Augenbrauen glichen dräuenden Gewitterwolken.

»Irgendein Problem?« fragte ich.

»Kann man wohl sagen. Ich brauche Ihre Hilfe, Tony. Das heißt, nicht direkt ich, sondern ein Freund von mir. Der Reeder Frederick Asner. Kommen Sie mit?«

»Darf ich Lance mitnehmen?«

»Selbstverständlich.«

»Hey, Lance«, rief ich in den Living-room. »Möchtest du Frederick Asner, den Reeder, kennenlernen? Man kann nie genug Bekannte im Kreis der oberen Zehntausend haben.«

»Klar komme ich mit«, sagte Lance und trat aus dem Wohnzimmer. Er reichte Tucker Peckinpah die Hand.

Wir verließen das Haus und stiegen in den silbernen Rolls, den Peckinpah trotz seiner sechzig Jahre meistens selbst lenkte. Während der Fahrt wollte ich hören, welche Schwierigkeiten es gab.

»Eines von Asners Schiffen ist die ›Empire‹«, sagte Tucker Peckinpah.

Ich nickte. »Kenne ich. Ein Luxuskahn.«

»Der Ozeanriese befindet sich auf seiner Route England-Kanada«, berichtete Peckinpah. »Zwölfhundert Passagiere an Bord, plus Besatzung.«

»Besteht für diese Menschen Gefahr?« fragte ich gespannt.

»Ja.«

»Eine Gefahr, für die die schwarze Macht verantwortlich ist?«

»Danach sieht es aus. Ich will der Sache nicht vorgreifen. Sie werden in wenigen Minuten von Asner erfahren, was läuft.«

Wir fuhren in die City. Das Bürohochhaus, in dem die Reederei ihre Büros hatte, verfügte über eine vierstöckige Tiefgarage. Wir wechselten vom Rolls Royce in den Fahrstuhl. Wenig später wurden wir von Rita Jones empfangen. Ihr Lächeln war verkrampft.

»Mr. Asner erwartet Sie«, sagte sie und öffnete für uns die Tür.

Wir betraten das große holzgetäfelte Büro. Frederick Asner trat uns mit tiefen Kummerfalten entgegen. Wir erfuhren, daß er sich in seiner Ratlosigkeit an Tucker Peckinpah um Hilfe gewandt hatte, und der hatte versprochen, ihm den richtigen Mann für sein Problem zu besorgen.

Dieser Mann war ich.

Er bot uns Platz an, nachdem Peckinpah uns miteinander bekannt gemacht hatte. Er fragte uns, ob wir etwas zu trinken haben wollten.

Wir lehnten ab. Peckinpah zündete sich eine neue Zigarre an. Es glich einer sakralen Handlung.

Frederick Asner setzte sich nicht zu uns. Er tigerte vor der Clubgarnitur auf und ab und rieb die Handflächen aneinander. »Ich weiß nicht, wie weit Mr. Peckinpah Sie informiert hat, Mr. Ballard«, sagte der Reeder.

»Wir wissen so gut wie gar nichts«, erwiderte ich. »Nur, daß Sie ein Problem am Hals haben, für das wir zuständig sind, weil die schwarze Macht ihre Finger im Spiel hat.«

»Heute morgen rief mich ein Mann an. Er wollte seinen Namen nicht nennen, sagte, ich könne Miller zu ihm sagen. Miller will zwei Millionen Pfund von mir.«

»Eine stolze Summe«, bemerkte Lance Selby.

»Die ich natürlich nicht so mir nichts, dir nichts aus dem Ärmel schütteln kann«, sagte Asner.

»Das heißt, Sie müßten einen Kredit aufnehmen«, meinte ich.

»So ist es.«
»Können Sie das Geld auftreiben?«
»Ja, ich habe bereits die entsprechenden Telefonate geführt.«
»Was hat Miller Ihnen angedroht, falls Sie nicht zahlen?« erkundigte ich mich.
»Er sagte, auf der ›Empire‹ befänden sich schwarzmagische Bomben, die niemand entschärfen könne. Es würde sieben Tote für die Hölle geben, was natürlich zu einer furchtbaren Katastrophe an Bord führen würde. Ich würde mein Schiff und die Menschen ihr Leben verlieren.«
»Kann es sich nicht um einen verrückten Scherzbold gehandelt haben?«
Frederick Asner schüttelte ernst den Kopf. »Er hat dafür gesorgt, daß man ihn für voll nimmt.«
»Wie?« wollte ich wissen.
»Er behauptete, es würde bereits einen Toten an Bord geben.«
»Ist diese Behauptung richtig?«
»Leider ja. Ich setzte mich unverzüglich mit der ›Empire‹ in Verbindung und bat den Kapitän, so unauffällig wie möglich nach dem Toten zu suchen. Vor wenigen Minuten erhielt ich die Meldung. Der Steward Gus Huston ist brutal ermordet worden. Einer der weiblichen Passagiere hat den Toten gefunden. Er hing in ihrem Bad am Brausekopf, war daran mit einem Nylonstrumpf festgebunden. Sie können sich vorstellen, daß die Frau einen schlimmen Schock erlitten hat. Der Leichenfund ließ sich nicht geheimhalten. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Noch reagieren die Passagiere nur mit Betroffenheit. Aber wenn es weitere Tote gibt, schlägt die Betroffenheit in unkontrollierbare Panik um. Dann ist die ›Empire‹ dem Untergang geweiht.«
»Kann man die ›Empire‹ nicht zurückholen?« fragte Lance Selby.
Asner schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen.«
»Und eine Evakuierung…«
»Kommt auch nicht in Frage«, sagte Frederick Asner heiser.
»Es gibt nur einen gangbaren Weg«, schaltete ich mich ein. »Wir müssen uns an Bord begeben und versuchen, die schwarzmagischen Bomben zu finden und zu entschärfen.«

***

In aller Abgeschiedenheit wucherte das Böse, die schwarzmagische Bombe. Straußeneigroß war sie, überzogen mit dünnen schwarzen Adern, eine gallertartige Masse, in der dämonisches Leben pulsierte.
Sie wuchs zusehends. Blasen bildeten sich auf der Oberfläche.
Dämpfe stiegen davon auf, formten und verdichteten sich zu einem düsteren Nebel, der träge über den Boden kroch. Es blubberte und platschte im Zentrum des graugrünen Nebels.

Und dann zerplatzte die Hülle der schwarzmagischen Bombe.
Eine Krallenhand zuckte aus den wabernden Schwaden. Der Nebel schien eine feste Form anzunehmen. Er bildete einen großen Körper, in den die Schlieren einsickerten.
Ein Wesen von abscheulichem Aussehen richtete sich auf. Seetang bedeckte seinen Leib, der schwarz glänzte, als wäre er naß. Auf den Schultern saß ein gräßlicher Horrorschädel mit grünen, hervorquellenden Augen, scharfen Haizähnen und einer rüsselähnlichen Schnauze.
Langsam richtete sich das Monster, das dem Höllenei entschlüpft war, auf. Es war geschaffen, um zu töten, und es wollte sofort darangehen, sich ein Opfer zu suchen.
Die zweite Höllenbombe war hochgegangen.
Und es waren noch fünf weitere an Bord der ›Empire‹ versteckt!

***

Tucker Peckinpah verfügte über eine kleine Privat-Luftflotte. Hubschrauber, Düsenclipper, Motorflugzeuge. Wir wählten die richtige Maschine für den Einsatz. Lance Selby wollte auf jeden Fall dabei sein. Ich plante, über der ›Empire‹ mit dem Fallschirm abzuspringen, und teilte das dem Parapsychologen mit. Er hatte das zwar noch nie gemacht, aber der Sprung aus dem Flugzeug konnte ihn nicht davon abhalten, an Bord der ›Empire‹ tüchtig mitzumischen.
Auf Frederick Asners Schreibtisch schlug das Telefon an. Der Reeder eilte hin und schaltete automatisch auf Lautsprecher, damit wir mithören konnten.
»Wieder dieser Mann, der seinen Namen nicht nennen möchte, Mr. Asner«, sagte die Sekretärin.
»Okay, ich übernehme.«
»Da bin ich wieder, Asner«, sagte Miller. »Haben Ihre Leute gründlich gesucht? Wurde der Tote inzwischen gefunden?«
Frederick Asner gingen die Nerven durch. Ich sah, wie er rot anlief. »Sie gottverdammter Halunke!« brüllte er.
Das war das verkehrteste, was er machen konnte. Miller hatte alle Trümpfe in der Hand. Eine weiche Hinhaltetaktik wäre hier am Platz gewesen, doch der Reeder war nicht zu bremsen.
»Man wird Sie finden, Miller!« schrie er. »Und man wird Sie zur Rechenschaft ziehen!«
»Jetzt hören Sie mir mal zu…«
»Nein, Sie Widerling, Sie hören mir zu! Sie sind wahnsinnig! Sie können nicht normal sein! Ich sorge dafür, daß Ihnen diese Teufelei das Genick bricht! Sie kriegen die Rechnung für Ihr verbrecherisches Tun präsentiert, das schwöre ich Ihnen…«
»Denken Sie wirklich, so mit mir reden zu können, Asner?« bellte der

Erpresser. »Haben Sie noch nicht erkannt, wie schwach Ihre Position ist? Sie können zu allem, was ich Ihnen befehle, nur ja und amen sagen, mein Bester. Ich werde es Ihnen beweisen. Ein paar Tote mehr werden Ihnen einen anderen Ton beibringen!«

Da hatten wir es.

Frederick Asner sah seinen Fehler plötzlich ein. Aber es war zu spät. Der Anrufer hatte aufgelegt.

»Hallo!« rief Asner krächzend. »Hallo! So hören Sie doch! Ich wollte nicht… Mir sind die Nerven durchgegangen, bitte verzeihen Sie mir …«

Tucker Peckinpah ging zu ihm und nahm ihm den Hörer aus der Hand. »Jetzt hilft nur noch eines: Tony Ballard und Lance Selby müssen schneller sein als Millers Bomben.«

***

Ein zweiter Killer war geboren!

Das Monster bewegte sich geschmeidig. Es wußte, daß es nicht allein an Bord war. Zwischen ihm und dem mordenden Knochenmann existierte eine übersinnliche Verbindung. Die schwarzen Wesen hatten Kontakt miteinander. Was das Skelett bisher wahrgenommen hatte, teilte es seinem höllischen Komplizen mit. Erfahrungswerte wurden der Horrorgestalt übermittelt, damit sie sich rascher auf dem Schiff zurechtfand und präziser zuschlagen konnte.

Sieben Hölleneier hatte »Miller« an Bord der »Empire« versteckt.

Die Wachen hatten geschlafen, als er sein verbrecherisches Werk verrichtete.

Sieben Monster würden nacheinander entstehen, und jedes würde grausam töten. Und gemeinsam würden die Bestien auch den Untergang des Schiffes herbeiführen. Miller hatte nicht die Absicht, das Schiff und seine Passagiere zu verschonen. Auch dann nicht, wenn Frederick Asner die zwei Millionen Pfund bezahlte. Die »Empire«

sollte mit Mann und Maus versinken. So war es mit Asmodis vereinbart.

Unbemerkt schlich das Ungeheuer bis zu der Tür vor, die in den großen Festsaal führte. Mit seinen grünen, hervorquellenden Augen starrte es durch das runde Fenster.

Es sah zwei Männer.

Die scharfen Haizähne knirschten. Die rüsselähnliche Schnauze öffnete sich, und ein ungeduldiger, unartikulierter Laut drang aus der Kehle des gefährlichen schwarzen Wesens.

Zwei Männer.

Einer von beiden mußte sterben. Welcher, das war dem Scheusal egal. Es war nicht wählerisch. Die Krallenhände legten sich auf die Flügeltür.

Gleich würden die Männer einen schlimmen Schock erleben. In wenigen Minuten würde einer von ihnen auf grauenvolle Weise sein Leben verlieren…

***

Der eine Mann war Henry Adams, jener Steward, der noch kurz vor Gus Hustons Tod mit diesem gesprochen hatte. Der andere Mann war Lloyd Walden. Er bekleidete auf dem Schiff das Amt des Unterhaltungsoffiziers. Auf der »Empire« war alles exakt vorprogrammiert. Bei den Passagieren durfte keine Langeweile aufkommen, und Walden hatte dafür zu sorgen, daß das Programm reibungslos ablief.

Der mysteriöse Mord an Gus Huston hatte alle ein bißchen aus dem Tritt gebracht, deshalb mußte sich Lloyd Walden noch mehr als sonst anstrengen, um die Leute das grausige Ereignis vergessen zu lassen.

Für den Abend war ein Bordfest geplant, in dessen Verlauf auch eine »Miß. Empire« gewählt werden sollte. Girlanden hingen schon über der Bar und über der kleinen Bühne, auf der die Band spielen würde. Der Laufsteg war aufgestellt. Henry Adams half dem Unterhaltungsoffizier, einen roten Sisalläufer auszurollen.

»Heute beneide ich Sie nicht um Ihren Job«, meinte Adams.

»Wieso?« fragte Walden.

»Wird nicht leicht sein, die Leute in Stimmung zu bringen. Denen steckt Gus’ Tod in den Knochen. Man kann hinsehen, wo man will, überall entdeckt man beunruhigte Gesichter.«

»Denken Sie, ich bin nicht beunruhigt?« brummte Walden. Er war korpulent, trug eine dunkelblaue Uniform mit Silbertressen und hatte die Schirmmütze in den Nacken geschoben.

Adams schüttelte den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht fassen.«

»Keiner kann das.«

»Es gibt einen Mörder an Bord, und niemand kennt ihn. Vielleicht schlägt er noch einmal zu.«

»Seien Sie so gut«, seufzte Lloyd Walden. Er blickte auf seine Armbanduhr. »Ich muß mich noch um die Mitglieder der Jury kümmern. Bis später.« Er ging.

Und Henry Adams war allein in dem großen Festsaal. Er schaute sich um. Oft hatten hier schon Jubel, Trubel und Heiterkeit geherrscht. Manche Bordfeste waren großartig aufgezogen gewesen.

Die tolle Stimmung hatte selbst den ärgsten Griesgram mitgerissen.

Zumeist war es Waldens Verdienst gewesen. Er wußte, wie man ein Fest in Schwung brachte. Ob ihm das heute abend auch gelingen würde? Oder würden die Gäste mit Leichenbittermienen hier herumsitzen?

Ohne Menschen sah der Festsaal traurig aus. Es fehlte ihm der Lärm,

die typischen Geräusche: Musik, Gelächter, Stimmenwirrwarr, Gläserklirren…

Die Stille drückte auf Henry Adams’ Seele. Er fühlt sich mit einemmal nicht mehr wohl in diesem großen Saal. Jedenfalls nicht allein. Unwillkürlich mußte er an seinen Kollegen denken, der ein so schreckliches Ende gefunden hatte. Niemand konnte mit Bestimmtheit ausschließen, daß der Mörder noch einmal zuschlug. Wen würde es dann treffen? Wieder einen Steward?

Adams fuhr sich über die Augen.

Er wollte den Saal verlassen, irgendwohin gehen, wo Menschen waren. Hier drinnen war ihm mit einemmal unheimlich zumute.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn, und er bekam die Gänsehaut.

Beobachtete ihn jemand?

Er glaubte es zu spüren. Die Blicke glichen körperlichen Berührungen. Adams drehte sich nervös um. Zu sehen war niemand, aber er wußte, daß er sich seit wenigen Herzschlägen nicht mehr allein im Festsaal befand, und das ließ Angst in ihm aufkeimen.

***

Das Monster hatte die Flügeltür rasch aufgedrückt, war in den Saal geschlüpft und hatte die Tür sofort wieder hinter sich geschlossen.

Lloyd Walden verließ den Saal. So brauchte das Ungeheuer keine Wahl mehr zu treffen. Alles war klar. Henry Adams sollte als zweiter sein Leben verlieren.

Geduckt schob sich die Bestie vorwärts. Im Schutz einer verspiegelten Säule richtete sie sich langsam auf, ohne das geringste Geräusch zu verursachen. Die hervorquellenden Augen waren starr auf das Opfer gerichtet. Dem Scheusal entging keine Bewegung des Mannes.

Das Monster bemerkte die Unruhe, von der Henry Adams befallen wurde. Der Steward schien etwas zu ahnen. Vermutlich signalisierte ihm sein sechster Sinn Gefahr.

Die Bestie duckte sich wieder und schlich weiter. Tische, Stühle, Bänke dienten dem Schrecklichen als Deckung. Rasch kam er seinem Opfer näher. Das rüsselähnliche Maul öffnete sich. Eine schwarze Zunge glitt über die schorfigen Lippen. Das Höllenwesen konnte es kaum noch erwarten, über den Ahnungslosen herzufallen.

In diesem Augenblick ging ein Ruck durch Adams’ Körper.

Er drehte sich um. Seine Züge waren gespannt. Mißtrauen flackerte in seinen Augen. Das schwarze Wesen regte sich für einen Moment nicht. Es wollte nicht, daß es vom Steward zu früh entdeckt wurde. Es mußte erst noch näher an den Mann heran, damit er nicht fliehen konnte.

Adams’ Gesichtsausdruck verriet dem unheimlichen Killer, daß das Opfer Angst hatte, und so sollte es sein…

***

Sieben Tote für die Hölle!

Das nagte in mir. Dazu durfte es nicht kommen. Miller hatte recht. Wenn auf der »Empire« die Panik losbrach, blieb es nicht bei nur sieben Toten. Dann verloren mehr als 1200 Menschen ihr Leben.

Dagegen mußten wir schnellstens etwas unternehmen. Tucker Peckinpah traf für uns die nötigen Vorbereitungen. Er führte in Frederick Asners Büro mehrere wichtige Telefonate, dann verabschiedeten wir uns von dem Reeder. Asner machte keinen sehr glücklichen Eindruck. Er wußte, daß es falsch gewesen war, Miller anzubrüllen, aber es war nun nicht mehr ungeschehen zu machen. Er hörte deswegen von uns keinen Vorwurf. Sein Wutausbruch war verständlich gewesen.

»Ich wünsche Ihnen viel Glück«, sagte Frederick Asner, als wir ihm die Hand reichten.

Dieses Glück wünschte er sich damit auch selbst, denn unser Erfolg war auch der seine.

Peckinpah raste mit uns wie die Feuerwehr nach Paddington zurück. Wir holten unsere Waffen. Vicky Bonney, Roxane, Oda und Mr. Silver waren immer noch nicht zu Hause. Ich wollte eine Nachricht für sie hinterlassen, doch Tucker Peckinpah sagte: »Ist nicht nö- tig, Tony. Wenn Sie mir Ihren Schlüssel geben, werde ich später hier auf sie warten und ihnen berichten, was läuft.«

»Okay«, erwiderte ich und händigte dem Industriellen meinen Schlüssel aus.

»Während Sie auf der ›Empire‹ an die Arbeit gehen, werde ich Mr. Silver bitten, hier aktiv zu werden«, machte uns Peckinpah mit seinen Gedankengängen vertraut.

»Was soll Silver denn tun?« erkundigte ich mich.

»Vielleicht gelingt es ihm, Miller ausfindig und unschädlich zu machen.«

»Silver ist kein Hellseher, Partner.«

»Hat er nicht schon die unmöglichsten Dinge zuwege gebracht?«

»Ja, aber da standen ihm noch seine übernatürlichen Fähigkeiten zur Verfügung. Damit ist es nun aber vorbei, wie Sie wissen.«

»Ich werde ihn trotzdem hier in London einspannen«, sagte Peckinpah. »Können wir gehen? Das Flugzeug wartet.«

Wenig später saßen wir wieder im silbergrauen Rolls Royce des Industriellen und waren zum Flugplatz unterwegs. Eine schneeweiße Piper Seneca II samt Pilot erwartete uns.

Die »Empire« befand sich im Augenblick etwa 600 Kilometer von London entfernt.

»Wie schnell fliegt der Vogel?« wollte ich von Peckinpah wissen.

»Höchstgeschwindigkeit 367 km/h«, antwortete der Industrielle.

»Reisegeschwindigkeit 333 km/h.«
»Dann erreichen wir die ›Empire‹ in maximal zwei Stunden.«
»Müßte hinkommen«, sagte Peckinpah. »Fallschirme und Schwimmwesten liegen für Sie bereit. Ich wünsche Ihnen Hals- und Beinbruch.«
»Wird schon schiefgehen.«
Lance Selby sah ein bißchen blaß um die Nase aus, als er die Fallschirmpakete erblickte.
»Es wird keine Schwierigkeiten geben«, machte ich ihm Mut.
»Auf dem Atlantik gibt es weit und breit keinen Kirchturm, auf dessen Spitze du landen könntest.«
Wir stiegen in das Flugzeug.
»Ich drücke Ihnen die Daumen!« rief Tucker Peckinpah.
»Kann nicht schaden«, rief ich zurück.
Der Pilot bat uns, die Gurte anzulegen. Peckinpah kehrte zu seinem Rolls zurück. Wir kriegten Starterlaubnis. Die 200 PS starken Lycoming-Triebwerke legten kraftvoll los, die Piper raste über die Startbahn und löste sich elegant vom Boden. Wir wußten nicht genau, was auf der »Empire« auf uns wartete, aber ich konnte mir vorstellen, daß es kein Honiglecken sein würde.

***

Henry Adams biß sich auf die Unterlippe. Er fühlte die Gefahr mit jeder Faser seines Körpers, konnte jedoch niemanden im Festsaal entdecken. War Gus Huston von einem unsichtbaren Mörder umgebracht worden?
Mach, daß du rauskommst! riet dem Steward eine innere Stimme.
Bring dich in Sicherheit!
Trotz meldete sich. Er sagte sich, er wäre ein Feigling, und er könne sich seiner Haut wehren. Gus Huston hatte auf diesem Gebiet nicht viel zu bieten gehabt. Der war kein Kämpfertyp gewesen. Bei Adams verhielt es sich anders. Er war noch nie einer Schlägerei aus dem Weg gegangen. Er ballte die Hände zu Fäusten und betrachtete diese. Sollte er angegriffen werden, würde er sich verteidigen.
Die Ungewißheit machte ihn krank.
Er mußte wissen, wovor er sich fürchtete.
»Ist da jemand?« fragte er, und er verlieh seiner Stimme einen harten, aggressiven Klang.
Niemand antwortete.
»Kommen Sie raus!« verlangte der Steward. »Ich weiß, daß Sie mich beobachten!«
Keine Reaktion.
Adams entschloß sich, den Kerl ausfindig zu machen. Natürlich würde er nicht zuviel riskieren. Er hoffte, den anderen mit seiner

unerschrocken wirkenden Art beeindrucken zu können.

Mit festen Schritten näherte er sich einer verspiegelten Säule. Er ging auf das personifizierte Grauen zu, ohne es zu merken. Vielleicht hätte er noch eine Chance gehabt, mit dem Leben davonzukommen, wenn er sich in die entgegengesetzte Richtung abgesetzt hätte. So aber…

Jeder Schritt brachte ihn dem Schrecklichen näher. Er geriet immer tiefer in den Dunstkreis des Bösen hinein. Seine Nackenhärchen sträubten sich. Er hätte dieses Warnsignal beachten sollen, doch er zwang sich, weiterzugehen, wollte sich selbst seinen Mut beweisen.

Ein solcher Starrsinn hatte schon vielen Menschen das Leben gekostet, und auch für Henry Adams schien es keine Möglichkeit mehr zu geben, am sicheren Ende vorbeizukommen.

Zwei Schritte noch.

Dann passierte es.

Ein wütendes Fauchen.

Und dann war das Ungeheuer da. Für Adams hatte es den Anschein, als wäre die Bestie aus dem Boden hochgeschossen. Urplötzlich tauchte das schwarzglänzende, mit Seetang bedeckte Scheusal vor ihm auf. Es schien den Tiefen des Meeres entstiegen zu sein.

Der Steward riß entgeistert die Augen auf und prallte zurück.

Er hatte nicht damit gerechnet, daß der Horror so entsetzlich sein würde.

***

Der Suchtrupp hatte in der Messe Aufstellung genommen. Kapitän Ed Thackery trat mit finsterer Miene vor seine Männer. Es waren Freiwillige. Ausgesucht mutige Männer. Nur eine Handvoll. Sie konnten schweigen und würden sich strikt an die Anweisungen halten.

»Wir alle sind wegen des Mordes an Gus Huston sehr betroffen«, sagte Thackery. »Wir wissen nicht, wie der Steward ums Leben gekommen ist, aber man hat uns klargemacht, daß böse Kräfte ihre Hand im Spiel haben. Ein Mann, der sich Miller nennt, will von Frederick Asner zwei Millionen Pfund haben. Damit der Reeder erkennt, wie ernst er diese Forderung nehmen muß, mußte Huston sterben. Sein Mörder befindet sich nach wie vor an Bord. Ich möchte ihn haben. Das ist das eine. Punkt zwei: Miller sprach von schwarzmagischen Bomben, die er an Bord der ›Empire‹ versteckt hat. Was immer das für Dinger sind, wir müssen sie finden.« Thackery hob die Hand. »Aber Vorsicht! Nicht berühren! Es genügt, wenn Sie die Bomben entdecken. In Kürze trifft hier ein Experte ein. Er wird die unheimlichen Bomben dann entschärfen. Sein Name ist Tony Ballard. Noch irgendwelche Fragen?«

»Ja, Sir«, sagte ein kräftiger Bursche.

»Beemer?«

»Angenommen, es gelingt uns, Hustons Mörder zu finden…«

»Dann bringt ihr ihn unverzüglich zu mir.«
»Und wenn das nicht klappt? Immerhin sind übernatürliche Kräfte im Spiel.«
»In diesem Fall versuchen Sie ihn festzunageln«, sagte Ed Thackery. »Schließen Sie ihn ein. Tony Ballard wird sich seiner annehmen. Halten Sie sich vor Augen: Wenn wir Ballard die Höllenbomben zeigen können, kann er sie gleich nach seinem Eintreffen entschärfen. Wenn er die Dinger erst suchen muß, dauert die Sache wesentlich länger. In der Zeit können weitere Menschen ihr Leben verlieren.«
Beemer nickte. Er und seine Kollegen wollten die Messe verlassen.
»Eines noch!« rief Ed Thackery.
Die Seeleute blieben stehen.
Der Kapitän schaute seine Leute der Reihe nach an. »Gehen Sie so unauffällig wie möglich vor. Das ist sehr wichtig. Und riskieren Sie auf keinen Fall zuviel. Denken Sie stets an den Spruch: Lieber fünf Minuten lang feige – als ein Leben lang tot.«

***

Und das Böse keimte weiter…
Schwarze Impulse aktivierten das dritte Höllenei. Es war in einer abgelegenen Kammer der Krankenstation verborgen. Gleich einem großen Herzen begann es zu zucken. Mehr und mehr Kraft wurde in das Oval des Schreckens gepumpt. Die Mächte der Finsternis beschleunigten den Keimungsprozeß. Im Inneren des unheimlichen Dings war ein leises Schaben und Kratzen zu hören, und Augenblicke später stach etwas schwarz Behaartes durch die glänzende Haut.
Das Ei platzte auf und spie neues höllisches Leben aus.
Diesmal war es eine Riesenspinne mit einem fetten, schwarz behaarten Körper, mörderischen Giftzangen und grausam starrenden Facettenaugen. Im Moment lag das Wesen des Grauens flach auf dem Boden. Doch nicht lange. Plötzlich erhob es sich mit einem Ruck. Es wollte nicht länger im verborgenen bleiben. Es gierte nach menschlichem Leben.
Das Höllenei war nur noch eine aufgebrochene Hülle, die rasch austrocknete und erstarrte. Es hatte ein gefährliches Wesen freigegeben das nur ein Ziel kannte: töten.
Die Riesenspinne näherte sich der geschlossenen Tür. Zwei ihrer acht Beine hämmerten die Tür auf. Sie verließ die dunkle Kammer, fand unbemerkt einen Weg aus der Krankenstation und begab sich auf die Suche nach einem Opfer…

***

»Großer Gott!« preßte Henry Adams verstört hervor. Er wußte nicht, womit er gerechnet hatte. Daß das Grauen aber so schlimm sein würde, hätte er sich nicht träumen lassen. Fassungslos starrte er das

Ungeheuer an. Schritt um Schritt wich er zurück. Seine Knie schlotterten. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren.

War das der Killer, dem Gus Huston zum Opfer gefallen war?

Adams sah sich gehetzt um.

Die Bestie folgte ihm.

Er packte einen Stuhl. Wie ein Dompteur hielt er die Lehne fest.

Er hoffte, sich das Höllenwesen damit vom Leib halten. zu können.

»Hilfe!« schrie er gleichzeitig. »Hiiilfeee!«

Doch der Festsaal war ausgezeichnet schallisoliert. Passagiere, die sich nicht vergnügen wollten, sollten ihre Ruhe haben, deshalb war dafür gesorgt, daß der Lärm hier drinnen blieb und niemanden belästigte.

»Hiiilfeee!« schrie Adams aus Leibeskräften.

Niemand hörte ihn. Er war und blieb mit dem Monster allein. Die Bestie sprang vor. Henry Adams stieß mit dem Stuhl zu. Zwei Beine trafen die Brust des Unholds. Der Körper des Höllenwesens war seltsam weich. Die Stuhlbeine tauchten fünf Zentimeter in die Brust ein. Mit einem kräftigen Schlag beförderte das Monster den Stuhl beiseite. Adams taumelte zurück. Er stieß gegen den Laufsteg, nützte den Schwung zu einer Rolle rückwärts aus und kam jenseits des Laufsteges wieder auf die Beine. Den Stuhl hatte er nicht losgelassen. Er hielt ihn immer noch verkrampft in seinen Händen.

Die Bestie wurde ungeduldig.

Mit einem wilden Satz gelangte sie auf den Laufsteg. Die grünen Augen starrten den Steward zwingend an. Adams wurde von dem Blick des Unheimlichen festgenagelt. Er vermochte keinen Schritt mehr weiter zurückzuweichen. Etwas wollte von seinem Geist Besitz ergreifen. Er schüttelte hartnäckig den Kopf, kämpfte gegen die hypnotische Kraft der grünen Augen an. Sein Gesicht verzerrte sich.

Er hatte begriffen, daß er nicht mit Hilfe rechnen konnte. Er war auf sich allein gestellt, und er wollte nicht so enden wie Gus Huston.

Verbissen wehrte er sich gegen den Willen des Schrecklichen.

Das Monster stieß sich vom Laufsteg ab.

Henry Adams richtete die vier Stuhlbeine gegen den Körper des Scheusals und rammte sie vor. Er traf. Doch der Aufprall des schwarzen Körpers war so heftig, daß der Steward mehrere Meter zurückgestoßen wurde.

Adams wirbelte herum.

Flucht war sein einziger Gedanke.

Aber das Monster ließ ihn nicht entkommen. Ein Prankenhieb warf den Mann nieder. Er verlor den Stuhl, rollte auf dem Boden herum, spürte Blut auf seinem Rücken, biß die Zähne zusammen und kämpfte sich wieder hoch.

Er holte sich den Stuhl wieder.

Das Ungeheuer zertrümmerte die Sitzgelegenheit mit dem nächsten Schlag. Adams bewaffnete sich blitzschnell mit einem abgebrochenen Stuhlbein. Er wuchtete sich dem Scheusal entgegen, setzte alles auf eine Karte. Tief stieß er dem Höllenwesen das schräg abgesplitterte Holz in die Brust. Die Spitze hatte kaum einen Widerstand zu überwinden.

Das Holz drang in den Körper des Monsters ein.

Adams riß es zurück.

Schwarzes Dämonenblut sprudelte.

Der Steward griff die Bestie sofort wieder an. Es gelang ihm, den Unhold ein zweitesmal zu verletzten, aber dann kassierte er einen Treffer, der ihn gegen eine Spiegelsäule warf. Ein heftiger Schmerz tobte in seinem Rücken.

Verdattert stellte er fest, daß sich die Wunden, die er dem Ungeheuer zugefügt hatte, wieder geschlossen hatten.

Das Untier war unverletzt!

Und noch kräftiger und noch wilder als zuvor.

Henry Adams mußte einen entsetzlichen Schlag hinnehmen.

Das Monster packte den erledigten Steward und riß ihn an sich.

Adams sah, wie das Scheusal sein rüsselähnliches Maul öffnete. Er sah die spitzen Haizähne und wußte, daß dies der Anfang vom Ende war…

***

Der Pilot machte uns darauf aufmerksam, daß wir in wenigen Minuten die »Empire« erreichen würden. Wir zogen die Schwimmwesten an, und ich half Lance Selby beim Anlegen des Fallschirms. Ich erklärte ihm mehrmals die Handhabung, um sicher zu sein, daß er in der Aufregung dann auch das Richtige machte.

Sein Gesicht war käsig.

»Nervös?« fragte ich ihn.

»So ein Jungfernsprung hat es ganz schön in sich«, gab er mit kratziger Stimme zurück.

Ich legte ihm schmunzelnd die Hand auf die Schulter. »Sei unbesorgt. Bisher sind noch alle runtergekommen. So oder so.«

»Das ist es ja eben«, stöhnte der Parapsychologe. »Man weiß im vorhinein nie, ob man so oder so runterkommt.«

»Das ist ja der spannende Reiz an der Angelegenheit.«

»Ich kann mich beherrschen.«

»Heißt das, du wirst nicht springen?«

»Natürlich werde ich springen. Ich habe ja keine andere Wahl. Aber wenn ich eine hätte, würde ich mir den Sprung in die Tiefe gut überlegen.«

»Du wirst sehen, es ist ein Erlebnis, zwischen Himmel und Erde zu

schweben.«

»Vielleicht.«

»Es ist ein erhebendes Gefühl.«

»Sagst du das auch noch, wenn sich der Fallschirm nicht öffnet?«

»Es kommt kaum mal vor, daß er nicht aufgeht.«

»Aber es kommt vor.«

»In einem von hundert Fällen.«

»Und wenn ausgerechnet ich der eine Fall bin? O Gott, warum hat die Luft keine Balken? Mir wird übel, wenn ich da hinuntersehe.«

»Ist wohl besser, du fliegst wieder zurück.«

»Also das kommt bestimmt nicht in Frage. Wenn ich schon mal hier bin, steige ich auch aus. Aber leicht wird es mir nicht fallen, das möchte ich festhalten.«

Ich grinste. »Ich weiß deinen Mut zu schätzen, Lance.«

Der Pilot machte uns auf die »Empire« aufmerksam. Der Ozeanriese schnitt majestätisch durch die kobaltblauen Fluten. Eine schwimmende Kleinstadt mit Geschäften, Kino, Theater, Friseur…

Und mit der Hölle an Bord!

»Fertigmachen zum Absprung!« sagte ich zu Lance.

»Wer wagt es zuerst?« wollte der Parapsychologe wissen.

»Du.«

»Damit du hinterher kneifen kannst?«

»Damit ich dir, falls du zu lange zögerst, den entscheidenden Tritt in den verlängerten Rücken geben kann«, erwiderte ich, und kurz darauf war es soweit. Wir mußten springen.

***

Joey Marchand war ein ausgesprochen schlimmes Kind, mit dem seine Mutter kaum fertig wurde. Im Speisesaal wollte niemand an ihrem Tisch sitzen. An Bord ging man Linda Marchand und ihrem Jungen tunlichst aus dem Wege, und andere Kinder hatten nicht die Erlaubnis, mit Joey zu spielen.

Er war acht – und er log wie gedruckt.

Die tollsten Geschichten erfand er. Seine Phantasie war ungemein produktiv. Linda Marchand hatte es schwer mit ihm. Sie wußte nicht, was sie ihm noch glauben konnte und was nicht mehr. Sie wurde mit diesem Rangen einfach nicht fertig.

Vor einem Jahr war Joeys Vater an einer heimtückischen Krankheit gestorben. Er hinterließ seiner Familie zwei Fabriken und eine Menge Geld. Es hätte zwei Männer gegeben, die Linda nach Ablauf des Trauerjahres gern geheiratet hätten, doch Joey war eine echte Strapaze für seine Mutter.

Linda hatte gehofft, sich auf See entspannen und erholen zu können, doch Joey ließ sich immer neue Streiche einfallen, damit ihm die

Reise nicht langweilig wurde.

Er bekleckerte Türgriffe mit Marmelade, verschoß Papierhäkchen mit Gummiringen, entwendete Sonnenbrillen, wenn man nicht auf sie achtete, und warf sie ins Meer.

Zwischendurch riß er seiner Mutter immer wieder aus, und sie konnte ihn stundenlang suchen, bis sie ihn wiederfand. Manchmal beobachtete er sie dabei, wie sie ihn suchte. Auch das amüsierte ihn.

Im Augenblick befand er sich auf dem Sonnendeck. Passagiere lagen mit geschlossenen Augen in bequemen Liegestühlen und genossen die erholsame Stille und die Wärme der Sonne.

So etwas war dem kleinen Joey Marchand natürlich ein Dorn im Auge. Wo er war, mußte immer etwas los sein, und es würde auch gleich etwas passieren. Joey trug eine gefüllte Spritzpistole bei sich.

Vorsichtig pirschte er sich an eine schlummernde Lady heran. Ihr Mund war halb offen. Ihr Atem rasselte hin und wieder.

Joey lächelte schadenfroh.

Gleich würde die Frau einen gellenden Schrei ausstoßen. Alle Passagiere auf dem Sonnendeck würden einen Mordsschreck kriegen.

Aufregung würde herrschen. Mit der friedlichen Ruhe würde es vorbei sein.

Joey richtete sich auf.

Er zielte gewissenhaft.

Neben der Frau lag ein großer grauhaariger Mann. Vielleicht gehörten die beiden zusammen. Es würde sich in wenigen Augenblicken herausstellen. Wenn der Mann aufsprang und den »Attentäter«

zu versohlen versuchte, gehörte er zu der Frau. Sie hatte eine breite Nase und viele Falten am Hals. Sie gefiel Joey nicht, deshalb hatte er sich für sie als Ziel entschieden. Er besaß mit seiner Spritzpistole schon eine hervorragende Fertigkeit. Er konnte alles treffen, was er wollte.

Auf das Gesicht der schlafenden Frau zu zielen, wäre ihm zu leicht gewesen. Sein Ehrgeiz ging dahin, in ihren Mund zu treffen.

Als er sicher sein konnte, daß der Schuß sitzen würde, drückte er ab.

Der Wasserstrahl sauste aus der Düse und schoß in die Öffnung des Mundes. Die Frau schnellte hoch, glaubte zu ersticken, hustete, spuckte das Wasser aus und schrie grell auf.

Das freute Joey Marchand.

Sein Herz lachte.

Aber dann sprang der Grauhaarige auf. Er gehörte also zu der Lady. »Dir werde ich die Hosen strammziehen!« knurrte der Mann.

»Verdammter Lausebengel!«

Alle Leute auf dem Sonnendeck setzten sich auf. Einige sprangen sogar auf. Und Joey Marchand gab Fersengeld. Wie ein Rugbyspieler

hetzte er über das Deck. Die Leute versuchten ihn abzufangen. Er schlug immer wieder einen Haken und entzog sich geschickt seinen Häschern.

Niemand außer dem Grauhaarigen verfolgte ihn.

Er stürmte über eine Treppe hinunter, wechselte mehrmals die Richtung und erreichte schließlich eine der Türen, die in den Festsaal führten. Joey überlegte nicht lange. Er stieß die Schwingtür auf und ging dahinter in Deckung. Er hörte die Schritte des Grauhaarigen. Sie hämmerten dumpf heran. Ganz klein machte sich Joey Marchand, und er zog sich noch ein Stück weiter zurück.

Am runden Fenster der Tür erschien das gerötete Gesicht des Mannes. Joey zuckte nach unten. Er regte sich nicht. Sein kleines Herz hämmerte aufgeregt. Würde der Mann hereinkommen? Würde er ihn hier entdecken?

Die Tür öffnete sich.

Joey hielt den Atem an.

Vielleicht hatte er sich diesmal ein bißchen zuviel herausgenommen. Wenn der Mann ihn erwischte, würde es Dresche setzen. Etwas, was es zu Hause nie gegeben hatte. Möglicherweise war Joey deshalb ein solches Früchtchen geworden. Der Junge legte sich flach auf den Boden und krebste vorsichtig zurück. Er sah die Beine des Mannes. Sie machten drei, vier Schritte, blieben stehen. Joey versuchte, kein Geräusch zu verursachen. Es dauerte endlos lange, bis sich der Mann umdrehte und den Festsaal verließ.

Joey Marchand atmete erleichtert auf.

Erst jetzt bemerkte er, daß seine Finger feucht und klebrig waren.

Er schaute sie an und erschrak.

Hatte er sich verletzt? An seinen Händen befand sich Blut. Aber er fühlte keinen Schmerz und konnte keine Wunde entdecken.

Es war nicht sein Blut. Er sah, daß Tropfen auf dem Parkettboden glänzten. Langsam richtete er sich auf. Die Blutspur verleitete ihn, ihr zu folgen. Und in der Nähe des Laufstegs sah Joey Adams dann, wessen Blut er an den Händen hatte.

***

Ich legte dem Piloten zum Abschied die Hand auf die Schulter. Er nickte. Ich wandte mich um. Lance Selby öffnete die Tür. Brüllender Motorenlärm stürzte sich in die Maschine.

»Ab geht die Post«, sagte ich, während der Pilot uns über Funk avisierte.

Lance machte es spannend, und so umständlich, wie ich es von ihm nicht gewöhnt war. Aber ich drängte ihn nicht. Ich konnte mich noch gut an meinen ersten Absprung erinnern. Damals war mein Magen ein harter Stein gewesen, und das Herz wäre mir beinahe in die Hose

gerutscht. Es ist immer nur das erstemal schlimm. Wenn man einmal weiß, wie es funktioniert, gibt es keine Probleme mehr.

Lance setzte vorsichtig seinen Fuß auf die Tragfläche. Er drehte sich um, wie ich es ihm erklärt hatte, klammerte sich aber noch an den Türrahmen.

»Springst du freiwillig, oder muß ich dir auf die Finger klopfen?«

fragte ich grinsend.

Da ließ er los, kippte nach hinten weg, drehte sich in der Luft und spreizte Arme und Beine ab. Wie ein lebendes X fiel er dem Ozean entgegen. Nun war ich an der Reihe. Auf der »Empire« wurde inzwischen ein Motorboot zu Wasser gelassen, das uns bergen würde.

Ich hoffte, daß sich keine Haie in der Nähe befanden, die uns guten Tag sagen wollten.

Lances Fallschirm öffnete sich.

Und gleich darauf meiner.

Wir pendelten nebeneinander in die Tiefe, und Lance grinste erleichtert zu mir herüber. Er streckte mir die Faust entgegen. Der Daumen wies nach oben. Geschafft! sollte das wohl heißen.

Der Wind trieb uns auf die »Empire« zu.

Über uns drehte die Piper Seneca II ab und flog zurück. Der Pilot würde Tucker Peckinpah melden, daß er uns am Ziel abgesetzt hatte. Nun waren wir an der Reihe, unseren Job zu tun.

Die Höhe nahm rasch ab. Wir tauchten in die Fluten ein, befreiten uns von den Fallschirmen und wurden Augenblicke später von den Seeleuten aus dem Wasser gezogen. Wenn es Haie gab, dann hatten sie bereits das Nachsehen. Ich wandte mich an Lance. »Wie war’s?«

»Traumhaft. Ich weiß nicht, wovor ich so viel Angst hatte. Ich würde am liebsten gleich noch einmal abspringen.«

»Mit einem nassen Fallschirm und ohne Flugzeug? Das würde schwierig sein.«

***

»Nun kennen Sie das Problem«, sagte Tucker Peckinpah zu Mr. Silver.

Der Hüne mit den Silberhaaren massierte sein kantiges Kinn.

»Schlimme Sache. Ich wollte, ich wäre jetzt mit Tony Ballard zusammen.«

»Lance Selby wird Sie ersetzen.«

Der Ex-Dämon nickte mit finsterer Miene. »Davon bin ich überzeugt. Aber es gefällt mir nicht, hier untätig herumzusitzen und nichts zu tun.«

»Oh, Sie könnten sehr wohl etwas tun«, sagte der Industrielle.

»Was denn?«

»Miller suchen.«

Mr. Silver grinste. »Ich fürchte, Sie überschätzen mich ein biß- chen,

Mr. Peckinpah. Ich kann nicht zaubern. Vor einigen Wochen noch hätte vielleicht die Möglichkeit bestanden, daß ich Miller ausfindig mache. Doch seither ist einiges geschehen, wie Sie wissen. Ich bin nicht mehr der alte. Meine übernatürlichen Kräfte sind beim Teufel. Einer von Magos Schergen hat sie mir genommen, und ich muß froh sein, daß die Sache für mich so glimpflich ausgegangen ist. Ein Mensch hätte den Schlag mit der Höllenpeitsche gar nicht überlebt.«

»Frederick Asner und ich werden Sie ständig auf dem laufenden halten«, sagte Peckinpah. »Vielleicht macht Miller einen Fehler, der uns auf seine Spur bringt.«

Der Ex-Dämon lehnte sich zurück. »Miller wird von der Hölle unterstützt«, sagte er sinnierend. »Das bedeutet, daß zwischen ihm und der schwarzen Macht eine Verbindung besteht. Ich komme da zwar nicht ran, aber vielleicht Roxane oder Oda. Sie besitzen ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten ja noch.«

Peckinpah erhob sich. »Egal, wie Sie's anstellen. Wichtig ist nur eines: daß Miller so rasch wie möglich kaltgestellt wird, sonst sehe ich schwarz für die ›Empire‹ und für die Menschen, die sich auf dem Schiff befinden. Tony Ballard und Lance Selby mit eingerechnet.«

***

Während Tony Ballard und Lance Selby aus dem Flugzeug sprangen, durchkämmte die Suchmannschaft so unauffällig wie möglich das Schiff. Die Männer gingen mit größtmöglicher Akribie vor. Keinen noch so verborgenen Winkel ließen sie aus. Da sie ihr Schiff genau kannten, wußten sie, wo man etwas verstecken konnte, das nicht gefunden werden sollte. Da schauten sie zuerst nach.

Hank Beemer und Milt Massey blieben nach Möglichkeit beisammen. Falls es Schwierigkeiten geben sollte, wollte einer für den anderen da sein.

»Weißt du, was wir jetzt brauchen könnten?« brummte Beemer.

»Was?«

»Eine Art Geigerzähler, der auf schwarzmagische Einflüsse reagiert. Dann hätten wir die Bomben im Handumdrehen gefunden. Wie viele sind es überhaupt?«

Massey zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Der Kapitän hat nichts gesagt. Bestimmt weiß er es selbst nicht.«

Beemer kniff die Augen zusammen. »Nee, das weiß wahrscheinlich nur einer: Miller. Man sollte ihm den Hals umdrehen.«

»Erst muß man ihn haben.«

»Man wird ihn früher oder später schnappen. Aber was wird in der Zwischenzeit hier passiert sein?«

Sie betraten den Laderaum und trennten sich. Nach wenigen Augenblicken rief Milt Massey: »Hank.«

»Hm?«
»Komm mal her.«
»Was gefunden?«
»Ich weiß nicht.«
Beemer begab sich zu seinem Freund, dessen Taschenlampe auf einen schalenförmigen harten Gegenstand gerichtet war. Die Ränder waren ausgefranst.
»Sieht aus wie'n aufgeplatztes Popcorn«, stellte Hank Beemer fest.
»Was kann das sein?«
»Weiß ich nicht«, sagte Beemer und trat vor.
Milt Massey griff blitzschnell nach seinem Arm. »Faß es nicht an.«
»Keine Sorge, so verrückt bin ich nicht«, gab Beemer zurück und ging in die Hocke, um sich das Gebilde aus der Nähe anzusehen.
»Könnte eine aufgeplatzte Hülle sein.«
»In der sich etwas befunden hat?«
»Möglich.«
»Eine Höllenbombe, die hochgegangen ist«, sagte Massey leise.
»Muß mal wie ein Ei ausgesehen haben«, meinte Beemer.
»Und das, was sich in diesem Höllenei befunden hat, wurde Gus Huston zum Verhängnis.«
Beemer kratzte sich am Hinterkopf. »Das Ei war nicht groß. Wie konnte sein Inhalt einem Mann wie Huston gefährlich werden?«
»Er kann noch gewachsen sein, nachdem es dem Ei entschlüpfte«, überlegte Massey. »Es *muß* noch gewachsen sein.«
»Wir merken uns diesen Fund«, entschied Hank Beemer und richtete sich wieder auf. »Sobald Tony Ballard an Bord ist, setzen wir ihn davon in Kenntnis. Los, Milt. Komm weiter.«

***

Joey Marchand blickte den toten Steward zitternd an. Der Junge konnte sich von dem schrecklichen Anblick nicht losreißen. Staksend wich Joey zurück. Er spürte, daß ihm im Festsaal Gefahr drohte. Tatsächlich war der grausame Mörder noch da. Joey tat gut daran, den Saal augenblicklich zu verlassen. Der verstörte Junge dachte nicht mehr an den grauhaarigen Mann, der ihn suchte. Er wollte nur noch so schnell wie möglich zu seiner Mutter zurückkehren.
Aufgeregt lief er über das Promenadendeck. Er stieß gegen Menschen, entschuldigte sich nicht, rannte weiter. Sie riefen ihm nach, er wäre ein ungezogener Bengel, seine Eltern sollten besser auf ihn achtgeben. Er hörte nicht hin.
»Mum!« rief er. »Mum, wo bist du?«
Auf dem Achterdeck erblickte er sie. Als auch sie ihn sah, verfinsterte sich ihre Miene. Er eilte auf sie zu. »Mum!«
»Sag mal, wo hast du dich schon wieder herumgetrieben? Ich habe

dich auf dem ganzen Schiff gesucht«, schimpfte Linda Marchand. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, du darfst dich ohne meine Erlaubnis nicht aus meinem Blickfeld entfernen? Ich muß dich immer sehen können, ist das denn so schwer zu begreifen?«

Er schlang seine Arme um sie.

»Wo hast du gesteckt, Joey?«

»Ich war auf dem Sonnendeck, Mum.«

»Und ich habe schon befürchtet, du wärst ins Meer gefallen. Gott, bist du ein schwieriges Kind. Graue Haare kriege ich deinetwegen. Warum kannst du nicht ein bißchen Rücksicht nehmen auf deine Mutter? Warum tust du fortwährend etwas, das mir Kummer bereitet? Magst du mich denn nicht? Hast du mich denn nicht lieb?«

»Doch, Mum.«

»Aber du machst mich krank.«

»Entschuldige, Mum.«

»Was hattest du auf dem Sonnendeck zu suchen?«

»Nichts. Ich wollte mich da nur ein bißchen umsehen.«

»Ich wette, du hast wieder etwas angestellt.«

»Nein, Mum.«

»Hast du nicht den Mut, es einzugestehen? Bist du denn so feige? Schäm dich.«

»Ich habe nur ein wenig mit der Spritzpistole… Auf eine Frau … Und der Mann wollte mich dann verprügeln.«

Linda Marchand seufzte und verdrehte die Augen. »Ich wußte es ja. Welcher Mann wollte dich schlagen?«

»Einer mit grauen Haaren. Ich lief ihm davon und versteckte mich im Festsaal.«

»Hat er dich erwischt?«

»Nein, Mum. Aber im Festsaal, da… da habe ich etwas entdeckt.«

»So? Was denn?«

»Einen Toten!«

Linda Marchand atmete tief ein. Jetzt kam wieder eine von Joeys Lügengeschichten. Es war ein Jammer mit dem Jungen. Woher er das haben mochte. Sein Vater war ein durch und durch ehrlicher Mensch gewesen, und Linda griff höchstens mal auf eine Notlüge zurück – aber nur, wenn es wirklich gar nicht anders ging.

»Ich will davon nichts hören, Joey«, sagte sie böse.

»Es ist aber wahr, Mum. Im Festsaal liegt ein toter Mann!«

»Du wirst jetzt sofort still sein, Joey!«

»Glaubst du mir nicht?«

Joey streckte seiner Mutter die Hände entgegen, an denen das Blut des Stewards klebte. »Und was ist damit, Mum?«

Einen Moment erschrak Linda Marchand, aber dann schüttelte sie unwillig den Kopf. Beinahe wäre sie auf die Lügengeschichte des

Jungen hereingefallen. Aber nur beinahe. Er hatte sich die Hände mit Ketchup oder Himbeersaft bekleckert, um sein Märchen glaubhafter erscheinen zu lassen. Aber Linda ließ sich nicht bluffen.

»Du wäschst das sofort ab!« sagte sie energisch.

»Es ist Blut, Mum. Das Blut dieses toten Mannes!«

»Joey, wenn du damit nicht auf der Stelle aufhörst, kannst du was erleben!« sagte Linda Marchand gereizt. »Einmal muß es auch genug sein. Überspann den Bogen bitte nicht. Zwing mich nicht, dich zu bestrafen!«

Sie suchte mit dem Jungen einen Waschraum auf und säuberte seine Hände. Er schaute sie im Spiegel an, blickte zu ihr hoch. Seine Augen flehten. »Mum, bitte! Diesmal sage ich die Wahrheit.«

Die Art, wie er das sagte, war für Linda Marchand neu. Zweifel kamen ihr. Log der Junge wirklich nicht? Es hatte schon einen Toten an Bord gegeben. War es so unmöglich, daß der Mörder, den man noch nicht fassen konnte, ein zweitesmal zugeschlagen hatte?

Linda griff mit beiden Händen nach den Oberarmen des Jungen.

Sie ging in die Hocke, drehte den Kleinen zu sich und schaute ihm ernst in die Augen. »Sagst du wirklich die Wahrheit, Joey?«

»Ja, Mum. Heiliges Ehrenwort.«

»Gut, ich glaube dir.«

»Was tun wir jetzt, Mum?«

»Wir gehen zum Kapitän, und du sagst ihm, was du gesehen hast.«

***

»Schwarzmagische Bomben«, sagte Hank Beemer kopfschüttelnd.

»Auf die Idee mußt du erst mal kommen.«

»Nichts leichter als das«, sagte Milt Massey. »Wenn du mit dem Teufel unter einer Decke steckst, ist es zu einem solchen Schritt bestimmt nicht weit.«

»Verdammt, Miller schafft es, daß ich mich auf diesem Schiff nicht mehr wohlfühle. Wie sieht der Killer aus, der dem Todesei entschlüpft ist? Verbirgt er sich hinter einer menschlichen Fassade?«

»Möglich wär's. Sein wahres Gesicht hat bisher nur einer gesehen.«

»Gus Huston«, sagte Beemer.

»Richtig, und der kann nichts mehr preisgeben.«

Die Seeleute öffneten die Tür einer Notkabine – und prallten im selben Moment zurück. Denn auf dem Boden lag eine zweite aufgeplatzte Hülle.

Beemer glotzte seinen Freund aufgeregt an. »Meine Güte, Milt, denkst du dasselbe wie ich?«

»Ich fürchte ja«, antwortete Massey.

»Das zweite leere Höllenei.«

»Folglich ist auf dem Schiff noch ein zweiter Killer unterwegs«, führte

Milt Massey die Überlegung fort.
»Dann wird es wohl bald auch einen zweiten Toten geben.«
»Das möge der Himmel verhüten«, seufzte Massey.

***

Das Motorboot, das uns aufgenommen hatte, brauste auf die »Empire« zu. Eine Strickleiter wurde heruntergeworfen. Wir kletterten hinauf und wurden oben von Kapitän Ed Thackery und seinen Offizieren empfangen. Neugierige Passagiere drängten heran. Thackery und seine Männer schirmten uns wie VIPs ab. In einer Kabine lag trockene Kleidung für uns bereit. Zehn Minuten später fanden wir uns in Thackerys Kabine ein. Er bot uns Platz an. Ich schob mir ein Lakritzbonbon in den Mund und setzte mich.
»Wie ist die Lage, Kapitän?« erkundigte ich mich.
»Es ist zum Glück sonst nichts mehr passiert. Wir haben einen Steward verloren. Seinen Mörder hat niemand gesehen. Meine Männer sind im Augenblick gerade dabei, das Schiff nach den Höllenbomben abzusuchen. Bisher hat mich noch keine Meldung erreicht.«
»Welche Weisungen haben Ihre Leute?« wollte ich wissen.
»Sie dürfen die Bomben nicht anfassen. Das Entschärfen überlassen wir Ihnen.«
»Gut«, sagte ich und nickte.
Es klopfte. »Ja!« rief Ed Thackery unwirsch. Die Tür öffnete sich.
Mason Keith, der erste Offizier, erschien. »Ich will jetzt nicht gestört werden!« herrschte ihn der Kapitän an. »Ich habe eine wichtige Besprechung…«
»Da ist eine Mrs. Linda Marchand, Sir, mit ihrem Jungen. Sie haben Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«
Thackery winkte unwillig ab. »Kümmern Sie sich darum.«
»Die beiden bestehen darauf, mit Ihnen zu sprechen, Kapitän. Es scheint sehr wichtig zu sein.«
»Na schön, sie sollen hereinkommen«, entschied Ed Thackery.
Der Erste Offizier gab die Tür frei. Linda Marchand und Joey traten ein. Linda blieb hinter ihrem Jungen stehen. Ihre Hände lagen auf seinen Schultern. Sie schaute den Kapitän ernst an und forderte den Kleinen auf: »Sag dem Kapitän, was du gesehen hast, Joey.«
»Einen Toten habe ich gesehen«, sagte der Junge. »Mausetot ist der Mann, und alles ist voll Blut!«
Thackery schluckte. Er schaute uns aufgeregt an. Ich erhob mich und wandte mich an Joey. »Wo hast du den Toten gesehen?«
»Im Festsaal.«
»Kommen Sie, Mr. Ballard!« keuchte Ed Thackery.
Wir eilten aus der Kabine. Lance Selby schloß sich uns an.
Augenblicke später stürmten wir in den riesigen Saal, und es war nur

eine Frage von wenigen Sekunden, bis wir die Leiche entdeckt hatten.

»Der zweite Tote«, sagte der Kapitän überwältigt.

Und durch meinen Kopf spuckte der schreckliche Gedanke, daß es – wenn Miller seine Drohung wahrmachte – sieben Tote für die Hölle geben würde.

***

Zu dem von Kapitän Thackery losgeschickten Suchtrupp gehörten auch Jim McGuire und Larry King, Männer, die auf See groß geworden waren. Eigentlich hatten sie geglaubt, die christliche Seefahrt habe keine Überraschungen mehr für sie, doch diese Ansicht hatten sie inzwischen gründlich revidieren müssen.

Sie nahmen sich den Kinosaal vor. Täglich wurde hier ein anderer Streifen vorgeführt. Alt und Neu. Bunt gemischt. Gestern stand

»Land der 1000 Abenteuer« mit John Wayne und Stewart Granger auf dem Programm. Heute sollte »Der Profi« mit Jean-Paul Belmondo laufen.

»Mulmiges Gefühl…«, brummte der rothaarige McGuire.

»Was hast du gesagt?« fragte King.

»Ach, ich rede bloß mit mir selbst. Ich stellte fest, daß ich ein mulmiges Gefühl habe.« Jim McGuire blickte sich im Kinosaal um. »Mir ist hier drinnen nicht geheuer, aber frag mich nicht, wieso. Ich kann's nicht erklären.«

Die beiden schritten nebeneinander durch die Sitzreihen. Sie kämmten den Saal gewissenhaft durch. Nichts war zu entdecken.

Dennoch blieb dieses unerklärliche Gefühl in McGuires Nacken sitzen.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, murmelte Jim McGuire.

Larry King wies auf die Kinoleinwand. »Vielleicht dahinter…«

»Mal nachsehen«, entschied McGuire sofort.

Vor der Leinwand gab es eine kleine Bühne. Ab und zu wurde darauf Varieté geboten. Stufen führten zu der Bühne hoch. Neben der weißen Projektionsfläche befand sich eine schmale Tür. Man mußte genau hinsehen, um sie zu erkennen. Jim McGuire öffnete sie.

Larry King befand sich dicht hinter ihm. Er merkte, wie plötzlich ein Ruck durch McGuires Körper ging, und der Rothaarige sagte so etwas wie »Uff!«

Gleichzeitig federte er zurück.

»Hast du was entdeckt?« fragte King aufgeregt.

»Ja, sieh's dir an.«

McGuire wich zur Seite, so daß King einen Blick durch die Tür werfen konnte. Auf dem Boden lag ein seltsames Ding. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Rugbyball, war glitschig, schwarz geädert, und es schien sich unheilvolles Leben in ihm zu befinden. Leben, das

jederzeit aus diesem Teufelsei hervorbrechen konnte!

King fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Verdammt, Jim, wir haben eine dieser Bomben gefunden!«

***

Als Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und Oda, die weiße Hexe, nach Hause kamen, führte Mr. Silver mit den beiden ein ausführliches Gespräch. Sie erfuhren von ihm in allen Einzelheiten – soweit sie ihm selbst bekannt waren –, was lief.

Abschließend sagte er: »Es wäre schön, wenn ihr beiden mir helfen könntet, die Spur dieses Miller zu finden. Alles andere würde dann Papa Silver allein erledigen.«

Roxane und Oda berieten sich. Beide verfügten über außergewöhnliche Fähigkeiten, aber ihre Möglichkeiten waren begrenzt. Sie schickten tastende Impulse aus, hoffend, daß diese auf ein starkes schwarzmagisches Kraftfeld treffen würden. Sie streckten ihre Geist-Fühler in alle möglichen Richtungen aus, nahmen den Stadtplan von London zu Hilfe und tasteten einen Stadtteil nach dem anderen ab.

Paddington, Kensington, Fulham, Chelsea…

Es nützte nichts. Ihre Anstrengungen wurden von keinem Erfolg gekrönt.

»Vielleicht«, meinte Oda »wohnt Miller nicht in London, sondern außerhalb.«

»Ist natürlich auch möglich«, mußte Mr. Silver zugeben. Er seufzte. »Ich hab’s befürchtet.«

»Was befürchtet?« fragte Roxane.

»Daß wir so nicht ans Ziel kommen.«

»Wir haben uns redlich bemüht«, sagte das schwarzhaarige Mädchen.

Der Ex-Dämon küßte ihre Stirn. »Das bezweifle ich nicht. Ich wußte nur, daß es ungemein schwierig sein würde, an Miller heranzukommen. Er hat sich bestimmt magisch abgesichert, damit ihm niemand auf die Schliche kommt.« Er bleckte die Zähne. »Aber ich kriege ihn trotzdem, und wißt ihr, warum? Weil ich ihn kriegen will!«

***

Ein kaltes Prickeln befand sich in meinem Nacken. Der Steward war entsetzlich zugerichtet worden.

»Zuerst Gus Huston. Nun Henry Adams«, sagte Kapitän Thackery. »Wieder ein Steward. Ob das etwas zu bedeuten hat?«

Ich konnte es mir nicht vorstellen. Für mich war es purer Zufall, daß es wieder einen Steward erwischt hatte.

»Huston sah nicht so schrecklich aus, als wir ihn fanden«, sagte Ed Thackery.

Als ich das hörte, spielte mein Geist zum erstenmal mit der Idee, daß die beiden Stewards von verschiedenen Mördern umgebracht worden sein konnten, aber ich behielt das für mich. Mein Blick streifte Lance Selby. Der Parapsychologe konnte sehr hart sein, doch angesichts des Toten schien sich sein Magen zusammengekrampft zu haben. Er versuchte die Leiche nicht anzusehen.

Zwei Tote!

Fünf standen noch auf dem Programm.

Für Huston und Adams konnten wir nichts mehr tun, aber wenn wir Glück hatten, schafften wir es vielleicht, fünf weiteren Menschen ein so entsetzliches Ende zu ersparen.

Ed Thackery veranlaßte, daß man sich des ermordeten Stewards annahm. Linda Marchand und ihr Junge befanden sich in ihrer Kabine. Joey hatte einen Schock erlitten. Der Schiffsarzt würde sich um ihn kümmern.

Wir verließen den Festsaal. Ed Thackery machte ein unglückliches Gesicht. Ich konnte ihn verstehen. Er hatte Angst um sein Schiff.

Wenn sich das Grauen noch weiter ausbreitete, würde die Panik nicht aufzuhalten sein. Und dann war die »Empire« verloren.

Als wir aus dem Festsaal traten, eilten zwei Männer auf uns zu.

Ich brauchte sie nur kurz anzusehen, um zu wissen, daß sie eine schreckliche Entdeckung gemacht hatten.

Ihre Namen waren Hank Beemer und Milt Massey, wie wir erfuhren, und es platzte aus Beemer heraus: »Käpt'n! Sir! Wir haben was gefunden!«

»Eine schwarzmagische Bombe?« fragte ich.

Beemer schaute mich an. »Nicht eine, Mr. Ballard. Gleich zwei.«

Zwei Bomben! Mir fuhr ein eisiger Schreck in die Glieder.

»Aufgeplatzt!« berichtete Beemer aufgeregt. »Schon hochgegangen.«

Zwei Bomben! Zwei Tote! Also zwei Killer! Das war meine logische Schlußfolgerung. Lance Selby biß sich auf die Unterlippe. Ich verlangte, Beemer solle uns die beiden Bombenhüllen zeigen.

Wenige Augenblicke später standen wir vor der ersten. Das Ding war mir nicht geheuer, obwohl es starr und leblos aussah – oben eine abgeworfene, nutzlos gewordene Hülle. Ich bat Thackery und die beiden Seeleute, einen genügend großen Sicherheitsabstand zu halten. Das war ganz in ihrem Sinn. Mit gespannten Mienen standen sie da.

»Glauben Sie, daß auch die Hülle gefährlich ist, Mr. Ballard?«

fragte der Kapitän.

Ich wollte antworten, kam jedoch nicht dazu, denn in diesem Augenblick passierte etwas Entsetzliches.

Lance Selby wagte sich an das starre Ding heran. Er wollte es untersuchen. Noch hatte er es nicht berührt. Er beugte sich nur über das seltsam geformte Gebilde. Aber es reagierte bereits auf seine Nähe.

Er bemerkte es nicht.
Die unheimliche Hülle verfärbte sich in ihrem Innern. Es war kaum zu erkennen.
Als Lance die Hände danach ausstreckte, griff die Hülle ihn an.
Blitzartig fiel die Starre von ihr ab. Sie wurde weich und beweglich.
Sie dehnte sich und wurde unerhört groß. So groß, daß sie einen Menschen umschließen konnte. Und das tat sie!

***

Wie ein riesiges Maul stürzte sie sich auf meinen Freund. Meine Kopfhaut spannte sich schmerzhaft, als ich das sah. Das Teufelsding schwappte um Lance Selby herum. Ich sah, wie sich drinnen schwarze Stacheln bildeten, die sich in den Körper des Parapsychologen bohren wollten.
Mir wurde angst und bange um meinen Freund.
Lance wollte seine Colt-Commander-Pistole aus der Schulterhalfter reißen. Die Waffe war mit geweihten Silberkugeln geladen.
Doch die Hülle preßte sich so eng an ihn, daß er sich kaum bewegen konnte. Höllisches Leben war in ihr gewachsen. Menschliches Leben wollte sie in diesem Moment zerstören. Lance Selby verzerrte das Gesicht. Er strengte sich an, wollte aus der gefährlichen Umklammerung ausbrechen, doch er war nicht stark genug.
Er brauchte Hilfe.
Ich zögerte nicht, federte vorwärts, und ehe sich die schwarzen Stacheln in das Fleisch meines Freundes wühlen konnten, schlug ich mit meinem magischen Ring zu.
Die Höllenhülle gab ein markerschütternd schrilles Geräusch von sich. Ich hämmerte mit dem Ring gleich noch einmal zu, zog die Faust nicht mehr zurück, sondern riß den schwarzen Stein von oben nach unten über die weiche Oberfläche. Es hatte den Anschein, als würde ich eine Qualle mit einem Rasiermesser bearbeiten.
Die Hülle klaffte auf, mußte meinen Freund freigeben.
Er kippte mir ächzend entgegen. Ich fing ihn auf.
Hinter ihm fiel die Todeshülle in sich zusammen und verdampfte mit einem widerlichen Gestank, der ätzend unsere Nasenschleimhäute reizte. In meinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell. Wenn ich richtig tippte, befanden sich auf dem Schiff sieben schwarzmagische Bomben. Wir hatten den Beweis dafür, daß zwei davon bereits hochgegangen waren. Irgendwo an Bord versteckten sich zwei gefährliche Killer. Miller würde wohl bald die nächste Bombe mit einem schwarzmagischen Impuls zünden. Vielleicht hatte er es sogar schon getan. Dann lag irgendwo noch eine dritte Hülle herum, erstarrt, und doch ebenso gefährlich wie das schwarze Leben, das sie freigegeben hatte.

Mir war bei Gott nicht wohl bei solchen Aussichten.
Lance Selby wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Danke, Tony.«
Ich sah, wie seine Hand zitterte. »Wenn wir uns die zweite Hülle vornehmen, bist du etwas vorsichtiger, okay?« sagte ich.
»Darauf kannst du dich verlassen«, gab er mit belegter Stimme zurück.

***

Jack Harrison legte die Zeitschrift mit den nackten Mädchen beseite.
Er saß in der Funkkabine und schaffte es nicht, sich zu konzentrieren. Vor wenigen Augenblicken erst hatte er erfahren, daß es auch Henry Adams erwischt hatte. Der zweite Mord ließ sich ebensowenig geheimhalten wie der erste. Die Leute bekamen es mit der Angst zu tun. Bisher hatten zwei Mitglieder der Mannschaft das Leben verloren. Man fragte sich insgeheim, wann es den ersten Passagier erwischen würde.
Es klopfte.
Der Funker reagierte nicht sofort.
Trotzdem wurde die Kabinentür geöffnet. Ein hochnäsiger Mann mit Monokel trat ein. Seine Haltung war so steif, als hätte er einen Besenstiel verschluckt. Sein Haar war weiß, der gepflegte Oberlippenbart ebenfalls.
Pensionierter Oberst – oder sowas, dachte Jack Harrison und erhob sich. »Tut mir leid, Sir, hier dürfen Sie nicht rein«, sagte er höflich.
»Darum schere ich mich den Teufel!« herrschte der Weißhaarige den Funker an. »Ich will wissen, was auf diesem Schiff los ist!«
»Da sind Sie bei mir an der falschen Adresse, Sir. Ich darf Ihnen keine Auskunft geben.«
»Aber Sie wissen etwas.«
»Vielleicht.«
»Heraus damit!«
»Wenn Sie etwas wissen wollen, müssen Sie sich an den Kapitän wenden, Sir.«
»Ich bin hier, und ich verlasse diese Kabine erst…«
»Seien Sie vernünftig«, sagte Harrison eindringlich. »Machen Sie mir keinen Ärger.«
»Mann, ich bin Oberst Hamilton!«
»Besonders Sie sollten verstehen, daß ich mich an meine Vorschriften zu halten habe, Oberst.«
»Es hat zwei Tote auf diesem Schiff gegeben. Was passiert auf der ›Empire‹? Hat man den Mörder schon? Was wird getan, daß es zu keinem dritten Mord kommt?«
»Ich kann Ihnen nur noch einmal raten, sich mit allen Ihren Fragen an Kapitän Thackery zu wenden, Sir«, erwiderte der Funker. Er ging

auf den Weißhaarigen zu und hoffte, den Mann ohne Schwierigkeiten aus der Funkkabine zu bringen.

Der Oberst starrte ihn zunächst trotzig an, dann machte er kehrt und verließ die Kabine. Die Tür warf er hinter sich so kraftvoll zu, daß es knallte. Jack Harrison atmete auf. »Ich würde selbst gern mehr wissen«, sagte er gepreßt. »Und zwar in erster Linie, wie unsere Chancen stehen.«

Es klopfte wieder.

Der Funker dachte, Oberst Hamilton wäre zurückgekehrt. Er öffnete die Tür. Im selben Moment riß er verdattert die Augen auf, denn vor ihm hockte eine häßliche schwarze Riesenspinne auf dem Boden, die ihn grausam mit ihren glänzenden Facettenaugen anstarrte.

***

Tucker Peckinpah überließ nichts dem Zufall. Er schöpfte alle Möglichkeiten aus, die ihm zur Verfügung standen, und das waren nicht wenige. Seine Verbindungen reichten bis in die höchsten Kreise hinauf. Einige Telefonate ebneten ihm die Wege. Er schuf eine breite Basis und sicherte sich auch die Unterstützung der Polizei. Diese installierte umgehend eine Fangschaltung, mit deren Hilfe es, wenn man Glück hatte, möglich war, festzustellen, von wo aus Miller anrief.

Frederick Asner hatte inzwischen die zwei Millionen Pfund von der Bank geholt. Das Geld befand sich in einem Aktenkoffer. Der Reeder war bereit, zu bezahlen. Besser, er verlor das Geld, als so viele Menschen ihr Leben.

Nervös lief er in seinem Büro auf und ab.

Peckinpah war bei ihm. Der Industrielle schien die Ruhe selbst zu sein.

Asner schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Ihre Nerven möchte ich haben.«

»Wir kriegen Miller«, sagte Peckinpah. Er paffte eine blaue Zigarrenrauchwolke in den Raum. »Entweder gelingt es Mr. Silver und den beiden Hexen, seinen derzeitigen Aufenthaltsort zu entdecken, oder es klappt mit der Fangschaltung…«

»Und wenn beides nicht hinhaut? Haben Sie auch schon mal diese Möglichkeit in Erwägung gezogen?«

»Ist das Vaterland immer noch nicht verloren«, behauptete Peckinpah.

»Sie machen mir Laune.«

»Dann erwischen wir Miller eben bei der Geldübergabe.«

»Er wird sich absichern.«

»Es wird ihm nichts nützen.«

»Optimismus ist zwar etwas Schönes, aber glauben Sie nicht, daß Sie die Zukunft etwas zu rosig sehen?«

»Vergessen Sie Tony Ballard und Lance Selby nicht, mein Lieber«, erwiderte Tucker Peckinpah. »Die beiden sind auf der ›Empire‹ mittlerweile nicht untätig. Wenn es ihnen gelingt, die Höllenbomben zu entschärfen, hat Miller kein Druckmittel mehr gegen Sie, und wir haben jede Menge Zeit, ihn zu suchen.«

»Ihre Geschichte gefällt mir nicht«, sagte Asner.

»Warum nicht?«

»Es kommen mir zu viele *Wenn* darin vor.«

***

Wir ließen uns von Hank Beemer und Milt Massey die zweite Hülle zeigen. Diesmal ließ Lance Selby mir den Vortritt. Sein Gesicht wirkte fahl. Ich war froh, daß die Sache vorhin so glimpflich für ihn abgegangen war. Es hätte wesentlich schlimmer kommen können.

Vorsichtig näherte ich mich dem starren Gebilde. Es fing an, auf meine Nähe zu reagieren. In seinem Innern zitterten auf einmal violette Wellen, während sich die Ränder kaum merklich verformten und sich mehr und mehr zu Zähnen umbildeten. Mir war klar, daß ein Biß tödlich sein konnte, und ich stand unter Strom.

»Nur kein Risiko eingehen!« sagte ich mir.

Meine Muskeln spannten sich. Ich ging langsam in die Hocke.

Hinter mir hörte ich das aufgeregte Atmen der Männer. Würde der Angriff der tödlichen Hülle ebenso blitzschnell erfolgen wie vorhin?

Ich schob mich noch einen halben Meter näher an das starre Ding heran. Aufmerksam streckte ich meinen rechten Arm vor. Ich wollte die Hülle mit meinem magischen Ring berühren. Sie schien die vernichtende Kraft meines Ringes jedoch vorzeitig zu spüren.

Plötzlich lebte das Ding.

Es rollte sich zusammen, wälzte sich zur Seite, schnellte sich vom Boden ab und flog auf mich zu. Wie ein riesiges Maul sah es aus, gespickt mit gefährlichen Zähnen. Ich warf mich in Gedankenschnelle zur Seite. Die Hülle, die sich stark vergrößert hatte, fegte an mir vorbei. Ich drehte mich und schlug mit aller Kraft zu, traf die Rückseite.

Das Ding wirbelte hoch, stülpte sich um und klatschte auf den Boden. Zischend und brodelnd zersetzte es sich, und bald war davon nichts mehr übrig.

Ich richtete mich erleichtert auf.

Aber wir hatten keinen Grund, fröhlich zu sein, denn der Erfolg war gering. Ich hatte lediglich zwei Hüllen zerstört. Die schwarzen Wesen, die sich in ihnen befunden hatten, befanden sich irgendwo an Bord.

Und es gab noch fünf Bomben, von denen wir nicht wußten, wo sie versteckt waren.

Doch das änderte sich zumindest in zwei Fällen in der nächsten

Minute. Jim McGuire und Larry King erstatteten dem Kapitän Meldung. Ihnen war es gelungen, nicht bloß ein Höllenei, sondern gleich zwei zu entdecken.

Das eine befand sich im Bordkino. Meine Gedanken galoppierten davon. Ich stellte mir die Panik vor, die ausgebrochen wäre, wenn die schwarzmagische Bombe während der Filmvorführung hochgegangen wäre.

Während wir Richtung Kino davoneilten, meinte Lance Selby:

»Wir machen Fortschritte, Tony.«

Er hatte recht. Nach zwei leeren Hüllen würden wir nun zwei Bomben sehen, die ihren gefährlichen Inhalt noch nicht freigegeben hatten.

Wir betraten den Kinosaal. Ich schaute McGuire an. »Wo?«

Er wies mit der Hand auf die Tapetentür links neben der Projektionsfläche.

»Wie willst du dem Ding zu Leibe rücken, Tony?« fragte Lance.

Ich holte mein Silberfeuerzeug aus der Hosentasche. Seitlich waren kabbalistische Zeichen und Symbole der weißen Magie eingraviert. Bannsprüche von großer Wirkung umschlossen diese. Lance hatte das Feuerzeug zusammen mit einem rumänischen Kollegen entwickelt. Niemand sah dem handlichen Ding an, daß man es auch als Flammenwerfer benützen konnte. Ein Druck auf den entsprechenden Knopf genügte, und ein magischer Feuerstrahl, armlang, schoß aus der Düse und vernichtete alles, was höllischen Ursprungs war.

»Damit erledige ich Millers Bombe«, sagte ich und eilte an dem Parapsychologen vorbei, die Stufen hoch und auf die schmale Tür zu. Sekunden später sah ich das Höllenei.

Es bewegte sich, als würde es atmen. Meine Nervenstränge strafften sich. Ich ließ das Todesei keine Sekunde aus den Augen. Mit kurzen Schritten ging ich darauf zu. Es »atmete« schneller, als würde es sich meinetwegen aufregen.

Ich hob den magischen Flammenwerfer.

Fest umschlossen meine Finger das Silberfeuerzeug, das mir schon so oft gute Dienste geleistet hatte. Eigentlich war mir noch nie in den Sinn gekommen, daß der Flammenwerfer einmal nicht funktionieren konnte.

Jetzt fiel es mir ein, und mich schauderte unwillkürlich.

Wenn ich die Lage richtig einschätzte, stand das Höllenei kurz vor dem Aufplatzen. Was für eine Scheußlichkeit barg es in sich?

Ich war nicht erpicht darauf, eine Antwort zu bekommen. Es war mir lieber, Millers Bombe zu vernichten, bevor sie mir das Grauen entgegenspie.

Das Ei »atmete« nun schon besorgniserregend heftig.

Ich tat den nächsten Schritt, richtete die Düse auf die

schwarzmagische Bombe, und ehe sie zerplatzen konnte, drückte ich auf den Knopf. Die meterlange Flamme leckte über das Todesei. Das weißmagische Feuer stieß gegen den eiförmigen Körper, breitete sich darauf aus und brannte sich in die Tiefe.

Ein schrilles Kreischen schmerzte mich in den Ohren. Die Bombe brach auseinander. Das Feuer stürzte auf das Satanswesen, das sich in Embryohaltung darin befand und keine Zeit mehr hatte, größer zu werden.

Ich sah ein widerliches Tier mit Schuppen, einem gezahnten Fischmaul und einem dicken Horn anstatt einer Nase.

Das Feuer fraß alles auf.

Von dem kleinen Ungeheuer und der Hülle blieb nichts übrig, und zum erstenmal verspürte ich so etwas wie ein Siegesgefühl.

Ich kehrte zu den anderen zurück.

»Erledigt?« fragte Ed Thackery gespannt.

Ich nickte. »Erledigt. Wo ist das nächste Ei?«

Jim McGuire und Larry King wollten es mir zeigen, doch es kam etwas dazwischen…

***

Das Gesicht des Funkers verzerrte sich zu einer Fratze des Grauens.

Die Augen traten ihm weit aus den Höhlen. Fassungslos starrte er die Spinne an, die sich langsam auf ihn zuschob. Er fühlte sich außerstande, etwas zu tun. Seinen Körper durchliefen eiskalte Schauer.

Todesangst schüttelte ihn. Er hatte sich schon immer vor Spinnen geekelt, aber der Anblick dieser Riesenspinne machte ihn total fertig. Ihr schwarzer Körper hob sich.

Jack Harrison sah die gefährlichen Giftzangen.

Gleich beißt sie dich! schrie es in ihm. Dann bist du verloren. Sie wird dich auffressen, dich aussaugen. Es wird nur eine leere Hülle von dir übrigbleiben!

Sein Selbsterhaltungstrieb übernahm das Kommando.

Er schnellte zurück. Es ging automatisch.

Gleichzeitig versetzte er der Tür einen kraftvollen Stoß. Krachend fiel sie ins Schloß. Jack Harrison kreiselte herum. Er stürmte durch die Funkkabine. Seine eigene grenzte gleich daran. Es gab eine Verbindungstür. Auf diese rannte Harrison zu. Hinter ihm rammte die Riesenspinne die Tür auf.

Wie ein schwarzer Schatten huschte das Hölleninsekt in die Funkkabine. Jack Harrison sah das Biest aus den Augenwinkeln. Er warf sich auf den Türknauf und drehte ihn gehetzt nach rechts. Er beabsichtigte, diese Tür hinter sich zu verriegeln und durch eine andere Tür zu fliegen.

Aber es sollte anders kommen…

Die Tür klemmte erst mal. Harrison hatte das schon lange beheben lassen wollen, aber zum richtigen Zeitpunkt hatte er nie daran gedacht. Sollte ihm diese Nachlässigkeit nun zum Verhängnis werden?

Er rüttelte am Türknauf, warf einen gehetzten Blick zurück und sah die Spinne, die schon bedrohlich nahe war.

»Geh auf!« schrie er gegen das Holz der Tür. »Ich flehe dich an, geh auf!«

Er schlug mit der Faust dagegen, setzte die Schulter ein, hatte zuviel Schwung. Die Tür schwang zur Seite und knallte gegen die Wand. Harrison wurde vom eigenen Schwung vorwärtsgerissen, von der Spinne weg. Das war ihm nur recht. Es hätte ihm aber nicht recht sein dürfen, denn die grausame Spinne hatte vorgesorgt.

Das fiel dem Funker aber erst auf, als es bereits zu spät war.

Nach hinten sehend, stolperte er in seine Kabine. Er stieß gegen etwas Weiches, Federndes, sanft Nachgebendes!

Ein großes Spinnennetz war es, von der Spinne vorausschauend gewoben, um dem Funker diese Fluchtmöglichkeit zu nehmen. Harrison saß in der Falle, denn nichts anderes war das Netz der Todesspinne.

Die Fäden waren klebrig. Sobald Harrison damit in Berührung kam, kam er davon nicht mehr los. Verzweifelt versuchte er sich zu befreien, doch je mehr er um seine Freiheit kämpfte, um so heftiger verfing er sich im Netz.

Es war ihm kaum mehr möglich, den Kopf zu wenden.

Er sah die Spinne. Langsam kam sie auf ihn zu. Aus ihrem Maul drang ein undefinierbares Geräusch, das sich so ähnlich anhörte, als würde jemand mit den Zähnen knirschen.

Jack Harrison hielt diesen Horror kaum noch aus. Er brüllte seine Todesangst mit vollen Lungen heraus…

***

Als das Telefon anschlug, zuckte Frederick Asner wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Sein Blick richtete sich aufgeregt auf Tucker Peckinpah.

Der Industrielle nickte in Richtung Apparat. »Sie müssen abheben, Frederick. Hoffentlich ist es Miller.«

Der Reeder leckte sich die Lippen. »Ja, hoffentlich…«

»Versuchen Sie das Telefongespräch in die Länge zu ziehen«, riet ihm Peckinpah. »Die Spezialisten brauchen Zeit, um festzustellen, woher der Anruf kommt.«

Asner atmete mehrmals tief ein.

»Und gehen Sie nicht wieder in die Luft«, riet ihm Peckinpah noch. »Wenn Sie noch mal explodieren, läßt Miller womöglich alle Bomben

auf einmal hochgehen. Halten Sie sich stets vor Augen, was auf dem Spiel steht.«

Frederick Asner nickte. »Ja, ich werde es versuchen.« Er wischte sich die feuchten Hände an den Hosen trocken und nahm den Hörer in die Hand. »Hallo!« meldete er sich. Es klang kleinlaut.

Am anderen Ende war wieder Millers unsympathische Stimme.

»Na, Asner, kann man jetzt vernünftig mit Ihnen reden?«

Der Reeder schluckte trocken. »Es tut mir leid, Sie beleidigt zu haben, Miller. Mir sind die Nerven durchgegangen. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Hat man Ihnen berichtet, daß es auf der ›Empire‹ schon wieder einen Toten gegeben hat?«

»Ja.«

»Ein Jammer, nicht wahr?« höhnte Miller, und Frederick Asner hatte große Mühe, sich zu beherrschen.

»Ich habe begriffen, daß Sie mich in der Hand haben, Miller«, sagte er heiser.

»Hat lange gedauert«, stänkerte Miller. »Daß es ein Mann, der so schwer von Begriff ist, zu so viel Geld bringen kann, ist mir schleierhaft.«

»Ich dachte, ich hätte noch eine Chance…«

Miller lachte. »Weil Sie ein Dummkopf sind. Ein Phantast. Ich habe Sie auf den Boden der Wirklichkeit heruntergeholt, stimmt's?«

»Ja.«

»Ich habe Sie fest im Griff, mein Lieber.«

»Dessen bin ich mir mittlerweile bewußt geworden.«

»Ich hoffe, Sie haben sich nicht an die Polizei gewandt«, sagte Miller lauernd.

»Nein!« antwortete Asner schnell. »Natürlich nicht. Ich weiß, daß Ihnen das nicht recht wäre.«

»Sehr richtig, und Sie wissen, daß es für die 1200 Passagiere dann keine Rettung mehr gäbe.«

»Mir ist alles klar, Miller.«

»Dann darf ich wohl annehmen, daß Sie die Absicht haben, sich von den verlangten zwei Millionen Pfund zu trennen.«

»Habe ich eine andere Wahl?«

»Nein«, sagte Miller.

»Das Geld befindet sich bereits in meinem Büro.«

Miller lachte erfreut. »Sehr gut. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden, Asner. Jetzt wird es doch noch ein Vergnügen, mit Ihnen dieses Geschäft zu tätigen. Anfangs hat es nicht danach ausgesehen. Freut mich, daß Sie jetzt auf dem Teppich sind. Bleiben Sie auch weiterhin darauf.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Fein.«

»Wohin soll ich das Geld bringen?«

Miller lachte wieder. »Ich habe noch niemanden kennengelernt, der so eifrig zwei Millionen Pfund loswerden wollte. Die Scheine sind doch hoffentlich nicht fortlaufend numeriert, he? Und die Bank hat sich die Nummern auch nicht aufgeschrieben, oder doch?«

»Nichts dergleichen ist geschehen«, beeilte sich Frederick Asner zu sagen. »Man hat die Banknoten auch nicht präpariert. Sie haben nichts zu befürchten, Miller.«

»Sehr schön. Freut mich, daß ich mir den richtigen Mann ausgesucht habe. Ein anderer Reeder hätte mir vielleicht eine Menge Schwierigkeiten machen wollen. Sie hingegen sind so, wie ich Sie eingeschätzt habe. Man muß Ihnen nur eine aufs Maul geben, dann wissen Sie sofort, wie Sie sich zu benehmen haben.«

»Wann, wo und wie soll die Geldübergabe stattfinden?« erkundigte sich Asner.

»Das erfahren Sie noch früh genug.«

Die Miene des Reeders verdüsterte sich. »Und was geschieht inzwischen auf der ›Empire‹?«

Miller kicherte. »Lassen Sie sich überraschen.« Er legte auf.

Frederick Asner ließ den Hörer in die Gabel fallen. Er schaute Tucker Peckinpah besorgt an. »Glauben Sie, das Gespräch war lang genug?«

Der Industrielle wies auf den Apparat. »Das werden wir gleich erfahren.«

Gespannt warteten die beiden Männer auf den entsprechenden Anruf. Er kam eine Minute später. Diesmal nahm Peckinpah das Gespräch entgegen. Bevor er den Hörer aus der Gabel fischte, sagte er:

»Erlauben Sie?«

Frederick Asner nickte kaum merklich.

»Ja!« meldete sich Tucker Peckinpah.

»Die Zeit hat gereicht«, sagte der Techniker am anderen Ende der Leitung.

»Tatsächlich?« Peckinpah riß erfreut die Augen auf. »Konnten Sie feststellen, woher der Anruf kam?«

»Ja, aus Lambeth.«

Das Herz des Industriellen hüpfte vor Freude. »Name und Anschrift des Fernsprechteilnehmers«, verlangte er.

»Der Anschluß gehört einem Mr. Esram Bannon. Tracey Street 79.«

»Sie haben großartig gearbeitet«, lobte Tucker Peckinpah. »Wenn ich Ihnen einmal einen Gefallen tun kann, lassen Sie es mich wissen. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden.«

***

Schreie!

Todesschreie vielleicht. Sie erreichten unser Ohr, als wir den Kinosaal verließen, damit ich mir das zweite Höllenei vornehmen konnte. Es war mir unmöglich, die Schreie zu ignorieren. Da hatte jemand dringend Hilfe nötig. Ich mußte zu ihm. Lance Selby allein zu dem Todesei zu schicken, erschien mir zu riskant. Der Parapsychologe war zwar ein kampferprobter Mann, aber Millers schwarzmagische Bomben waren brandgefährlich, und ich wollte meinen Freund nicht verlieren. Es war besser, ich kümmerte mich selbst um die Bombe, und Lance befand sich in meiner Nähe, für den Fall, daß etwas schiefging. Als Sicherung gewissermaßen.

Aber zuerst mußten wir dem Mann helfen, der so entsetzlich schrie.

Ed Thackery wies uns den Weg.

»Mein Gott, es ist der Funker«, keuchte der Kapitän, als wir die Kabine beinahe erreicht hatten.

Die Tür der Funkkabine war offen. Mein Blick fiel auf ein großes, teures Gerät. Ein Ozeanriese wie die »Empire« brauchte eine so große Anlage. Im Moment war sie nicht besetzt. Die Schreie gellten von nebenan herüber. Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter, entsicherte die Waffe, stieß den Kapitän in der Eile mit der Schulter zur Seite und hastete in die Funkkabine. Immer noch schrie der Mann. Darüber war ich froh, denn wenn er nicht mehr schrie, war er tot.

Ich erreichte die andere Tür.

Und dann übersprang mein Herz einen Schlag.

Ich sah den Funker. Brüllend und verzweifelt hing er in einem großen, widerstandsfähigen Netz, aus dem es für ihn kein Entrinnen gab. Und vor ihm hockte eine fette schwarze Spinne auf dem Boden.

Ihr Körper war so groß wie der eines sechsjährigen Kindes. Sie stand auf schwarz behaarten Beinen und richtete sich in diesem Moment auf, um den Mann mit einem Biß zu töten.

***

Ich richtete die Waffe auf sie.

Das Monster bewies, wie gefährlich es war und wie schnell es zu reagieren vermochte. Das Biest konnte mit seinen schwarzen Facettenaugen auch nach hinten sehen. Es hatte mich erblickt. Es sah den Revolver in meiner Faust und reagierte.

Zuerst zuckte die Spinne nach links.

Ich drückte ab.

Krachend entlud sich die Waffe. Gleichzeitig bäumte sie sich in meiner Hand auf. Eine Feuerlanze stach aus der Mündung. Der Diamondback spie geweihtes Silber aus, doch da, wo sich die Riesenspinne eben noch befunden hatte, war sie nicht mehr, als die Kugel aus dem Lauf fegte. Das Geschoß bohrte sich in den Boden.

Und die Spinne schlug mit zwei von ihren acht Beinen zu. Ein Bein traf schmerzhaft mein Knie, das zweite meine Schußhand. Der Schlag war so kraftvoll, daß es mir den Revolver aus den Fingern riß. Ich sprang zwischen die Spinne und den Funker.

Das schwarze Monster wollte sich den Mann für später aufheben.

Zuerst sollte ich das Zeitliche segnen.

An den Diamondback zu kommen, war unmöglich. Die fette Spinne hockte darauf. Aber ich brauchte noch nicht das Handtuch zu werfen. Ich war ja noch im Besitz des Flammernwerfers, des Rings und der superflachen Weihwasserpistole, die in meinem Gürtel steckte.

Und an einer Kette trug ich um den Hals meinen Dämonendiskus, die stärkste Waffe, die mir zur Verfügung stand.

Die Spinne wich einen halben Meter zurück. Bestimmt wollte sie nicht verschwinden. Sie schien mich nur genauer betrachten zu wollen, den Mann, der so verrückt war, einen Kampf gegen sie zu wagen.

Ich nutzte die Gelegenheit. Mit meinem magischen Ring durchtrennte ich die klebrigen Fäden des Spinennetzes. Immer wenn der schwarze Stein mit einem Faden in Berührung kam, knisterten Blitze und der Spinnfaden verbrannte. Innerhalb weniger Sekunden hatte ich den Funker bereit.

»Raus aus der Kabine!« keuchte ich.

»Vorsicht!« schrie Jack Harrison.

Ich wandte mich um.

Die Spinne griff mich an. Sie drückte ihren Körper mit den langen Beinen so hoch, daß sie mir ihre Giftzangen in den Bauch hätte schlagen können, doch ich sprang zur Seite, und die Zangen stießen ins Leere.

Harrison stürzte aus der Kabine. Es war das Vernünftigste, was er tun konnte. Mir zu helfen, war er ohnedies nicht imstande.

Draußen nahmen ihn Lance Selby und Ed Thackery in Empfang.

Ich wollte meine Weihwasserpistole – auch ein Geschenk von Lance – aus dem Gürtel ziehen, da traf mich erneut ein heimtückischer Schlag der Spinne. Ich knallte mit dem Rücken gegen die Wand. Etwas Hartes bohrte sich in mein Kreuz. Irgendein Griff.

Die schwarze Riesenspinne sichelte mir die Beine unter dem Körper weg. Ich fiel und rollte auf meinen Colt Diamondback zu. Ich streckte mich. Drei Zentimeter fehlten. Um lächerliche drei Zentimeter waren meine Arme zu kurz.

Ich schob mich vorwärts.

Die Spinne kam.

Ich hörte dieses aggressive Knirschen, das aus ihrem Maul drang, drehte mich halb um und sah sie auf mich zuflitzen.

Schon war sie über mir.

Ich erblickte die gefährlichen Giftzangen, die auf meine Kehle gerichtet waren. Ich mußte den Angriff mit meinem Ring abwehren, das war mir klar. Eine andere Möglichkeit hatte ich nicht. Wenn das mißlang, war ich verloren.

Ich wollte eine Faust hochstoßen. Da stellte die Riesenspinne ein Bein in meine Armbeuge, und somit konnte ich meine Rechte nicht mehr einsetzen.

Verloren! gellte es in mir auf. Du bist verloren!

Und die tödlichen Zangen zuckten auf mich herab…

***

Roxane und Oda waren enttäuscht. Sie hätten so gern geholfen, waren dazu jedoch nicht in der Lage. Mr. Silver mußte die beiden Hexen trösten. »Ihr habt alles versucht, niemand kann euch einen Vorwurf machen«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren.

»Vorwurf«, erwiderte Roxane. »Darum geht es nicht. Mir tun die 1200 Menschen auf der ›Empire‹ leid, die sich in großer Gefahr befinden und sich selbst nicht helfen können.«

Der Ex-Dämon nickte. »Die tun mir selbstverständlich auch leid, und ich bin mit meinem Latein noch nicht am Ende. Mir sind zwar meine übernatürlichen Fähigkeiten abhanden gekommen, aber ich kann immer noch meinen Kopf gebrauchen.«

»Was hast du vor?« wolle Roxane wissen.

»Ich rufe Daryl Crenna an. Bestimmt kann uns der Mann aus der Welt des Guten helfen. Er ist ein großartiger Bursche. Du hättest ihn in Protoc, der Welt der Pavian-Dämonen, in Fahrt erleben müssen. Wenn es einem gelingt, Miller zu finden, dann ist er es.«

Der Ex-Dämon begab sich zum Telefon.

Als er die Hand auf den Hörer legte, läutete der Apparat.

Mr. Silver grinste. »Wenn das Pakka-dee ist, ziehe ich den Hut vor ihm.« Er fischte den Hörer aus der Gabel und meldete sich. Am anderen Ende war nicht Pakka-dee, sondern Tucker Peckinpah, und der Industrielle hatte dem Ex-Dämon eine Mitteilung zu machen, nach der es nicht mehr erforderlich war, daß Mr. Silver sich an Daryl Crenna wandte.

»Miller heißt in Wirklichkeit Esram Bannon«, sagte Peckinpah, »und wohnt: Lambeth, Tracey Street 79.«

»Bin schon unterwegs«, bellte Mr. Silver. »Der Knabe kann sich auf was gefaßt machen!«

***

Der Tod war mir sicher.

Und doch blieb er aus.

Lance Selby ersparte mir ein grauenvolles Ende. Er erschien in der Tür, als meine Not am größten war, mit seiner Commander in der

Faust. Die Waffe donnerte los. Lance war ein hervorragender Schütze. Dem Himmel sei's gedankt. Die geweihte Silberkugel hieb in den schwarzen Leib der Riesenspinne. Ich war davon überzeugt, daß jede gewöhnliche Kugel daran abgeprallt wäre.

Das Scheusal wurde über mich hinweggerissen. Ich packte meinen Diamondback und sprang auf. Die Spinne schrumpfte wie ein aufblasbares Tier, das jemand mit einer Nadel gepiekt hatte.

Ich zielte und drückte ebenfalls ab.

Meine Silberkugel drang dem Scheusal in den Schädel. Es streckte die acht Beine von sich, schrumpfte weiter, war bald nur noch handtellergroß. Ich rammte meinen Absatz darauf. Ein häßliches Knirschen, und als ich das Bein wieder hob, war die Spinne verschwunden.

Ich steckte den Revolver weg und ging zu Lance. »Du schuldest niemandem gern etwas, wie? Nun sind wir wieder mal quitt.«

»Ich dachte schon, das Biest kriegt dich.«

Ich lächelte. »Ein Glück, daß ich gute Freunde habe, die ein bißchen auf mich achtgeben.«

Lance grinste. »Wir hätten es uns nicht leisten können, dich zu verlieren.«

Ich trat aus der Kabine des Funkers. Ed Thackerys Männer hatten Jack Harrison inzwischen fortgebracht. Der Funker hatte eine Beruhigungsspritze nötig. Nur ein Seemann war geblieben: Jim McGuire.

Er mußte uns noch zeigen, wo sich das zweite Höllenei befand, das er und Larry King entdeckt hatten.

Wenige Minuten später wies McGuire auf eine Tür.

»Dahinter?« erkundigte ich mich.

Jim McGuire nickte und fuhr sich aufgeregt mit den Fingern durch das rote Haar.

»Dann wollen wir mal«, brummte ich und öffnete vorsichtig die Tür.

Und dann erlebte ich eine bittere Überraschung: Während wir Jack Harrison zu Hilfe eilten, war diese schwarzmagische Bombe hochgegangen. Vor mir lag nur noch die leere, starre Hülle.

***

»Wir kommen mit«, sagte Roxane.

Mr. Silver schüttelte entschieden den Kopf. »Besser, ihr haltet euch aus der Sache raus.«

»Wir wären dir eine Hilfe«, sagte Oda.

»Ja, vielleicht, vielleicht aber auch nicht«, erwiderte der Ex-Dämon. »Esram Bannon ist ein Kerl, dem es nichts ausmacht, 1200 Menschen umkommen zu lassen. Es würde ihn auch nicht stören, euch zu töten.«

»So leicht ist es nicht, uns umzubringen«, behauptete Roxane.

»Wir wissen uns unserer Haut zu wehren.«

»Das bestreite ich nicht, aber wenn ich Esram Bannon gegenübertrete, möchte ich mir nur um mich selbst Sorgen machen müssen«, entgegnete der Hüne mit den Silberhaaren. »Und jetzt keine fruchtlose Debatten mehr, dazu ist die Zeit zu kostbar.«

Bevor Mr. Silver das Haus verließ, schob er sich Tony Ballards Reserve-Diamondback in den Hosenbund.

»Ich habe kein gutes Gefühl«, sagte Roxane besorgt.

Er tätschelte ihre Wange. »In längstens zwei Stunden bin ich wieder bei euch – und Esram Bannon ist erledigt.«

Der Ex-Dämon holte Tony Ballards weißen Peugeot 504 TI aus der Garage. Er ließ das Fahrzeug kraftvoll abzischen und nahm Kurs auf Lambeth. Am Hyde Park vorbei, Green Park, Palace Gardens, Vauxhall Bridge Road, Themse…

Und wenig später erreichte der Ex-Dämon sein Ziel.

***

Ich kümmerte mich um die Hülle. Sie sollte niemandem gefährlich werden. Ein Strahl aus der Weihwasserpistole löste sie auf. Die Schüsse, die Lance Selby und ich abgefeuert hatten, waren von den Passagieren natürlich gehört worden. Ebenso das Gebrüll des Funkers.

»Ich muß zu den Leuten sprechen«, entschied sich Kapitän Thackery schweren Herzens. »Ich muß die Passagiere beruhigen.«

»Sie sagen ihnen am besten die Wahrheit«, riet ich ihm. »Die ist zwar schwer zu verdauen, aber immer noch besser als jede Lügengeschichte. Außerdem werden die Leute größere Vorsicht walten lassen, und das kann uns nur recht sein.«

Wir begaben uns mit Ed Thackery in dessen Kabine. Er schaltete das Mikrophon ein. Nun konnte man ihn überall an Bord hören.

»Ladies und Gentlemen, hier spricht der Kapitän!« begann er, nachdem er kurz überlegt hatte, was er sagen sollte. »Wie Sie sicher alle wissen, sind auf diesem Schiff zwei Männer ermordet worden: der Steward Gus Huston und der Steward Henry Adams – und vor wenigen Augenblicken hätte es beinahe ein weiteres Todesopfer gegeben. Der Mann konnte zum Glück noch gerettet werden…«

Es folgte die Bitte, die Passagiere mögen sich in ihre Kabinen begeben, abschließen und niemandem öffnen. Und dann sprach Ed Thackery von dem schurkischen Erpresser, der schwarzmagische Bomben an Bord der »Empire« versteckt hatte.

»Niemand braucht übertriebene Angst zu haben, Ladies und Gentlemen«, fuhr der Kapitän fort. »Es wird alles zu Ihrer Sicherheit Nötige getan. Meine Leute kämmen das Schiff durch, und jede Bombe, die sie finden, wird von dem Experten, der zu uns an Bord gekommen ist, entschärft. Das ist kein leeres Versprechen. Ich habe Mr. Tony

Ballard selbst bei der Arbeit zugesehen. Glauben Sie mir, dieser Mann versteht sein Handwerk. Bei ihm sind wir alle gut aufgehoben. Abschließend möchte ich Sie noch bitten, Ruhe zu bewahren und Vertrauen zu Tony Ballard zu haben. Er wird die ›Empire‹ säubern und dafür sorgen, daß niemandem auf diesem Schiff mehr ein Leid zugefügt wird. Ich danke Ihnen.«

Die nächste Meldung erreichte uns aus der Krankenstation.

Eine leere Hülle.

Lance begleitete mich dorthin. Ich zerstörte sie, und anschließend überdachte ich unsere Situation.

Ich hatte ein gefülltes Höllenei zerstört. Und vier leere Hüllen.

Folglich gab es noch zwei Bomben. Da wir die Riesenspinne erledigt hatten, mußten noch irgendwo drei Monster versteckt sein.

Drei Monster, die Angst und Entsetzen verbreiten konnten, und in der Hinterhand hatte die Hölle noch zwei Bomben, die jederzeit hochgehen konnten. Daß mir bei dieser grausigen Bilanz nicht wohl war, wird jeder verstehen.

***

Esram Bannon war sich seiner Sache so sicher, daß er kaum Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte. Er glaubte, Frederick Asner gründlich genug eingeschüchtert zu haben. Der Reeder fraß ihm aus der Hand. Er brauchte ihm nur noch zu sagen, wohin er das Geld bringen sollte, und Asner würde es unverzüglich tun, um das Leben der Menschen und sein Schiff zu retten.

Bannon lachte. Beides war verloren.

Die angekündigten sieben Toten für die Hölle waren bloß ein Auftakt zum großen Sterben. Kein einziger Mensch würde an Bord der »Empire« am Leben bleiben. Bannon rieb sich grinsend die Hände. Er hatte eingesunkene Wangen, ein schmales Gesicht und eine Nase, deren Rücken messerscharf war. Ein bißchen ähnelte er den Abbildungen, die den Teufel zeigten. Es fehlten ihm nur die Hörner.

Esram Bannon war der Meinung, daß kein Mensch dem Höllenfürsten mehr zugetan war als er.

Wer konnte sich schon rühmen, dem Oberhaupt aller schwarzen Familien mehr als 1200 Seelen verschafft zu haben?

Bannon starrte auf eine Kristallkugel. Sie war unten und oben leicht abgeflacht und etwa faustgroß. Asmodis persönlich hatte sie ihm übergeben. Er hatte den Fürsten der Finsternis beschworen und ihm einen Handel vorgeschlagen: Viele Seelen für die Hölle – Macht und Reichtum für Esram Bannon.

Und Asmodis war einverstanden gewesen.

Die Macht befand sich in jener Kristallkugel, die der Höllenfürst seinem Diener übergeben hatte. Den Reichtum konnte sich Esram

Bannon damit verschaffen.
Es war ihm mit Hilfe der Kristallkugel gelungen, jene sieben Höllenbomben zu schaffen, und über den Kristall schickte er die Weckimpulse hinter der »Empire« her. Die Verbindung zwischen dem Kristall und den erstandenen Ungeheuern war so stark, daß selbst größte Entfernungen sie nicht trennen konnten.
Außerdem war die Kugel eine Waffe, mit deren Hilfe sich Esram Bannon auch verteidigen konnte, wenn es erforderlich war.
Die Kugel der Hölle hatte ihm schon wertvolle Hilfe geleistet – und würde es immer wieder tun.
Soeben konzentrierte sich Bannon/Miller wieder auf den Kristall.
Er wollte die Ereignisse an Bord der »Empire« vorantreiben, doch er wurde abgelenkt. Jemand klopfte an seine Haustür. Er setzte eine unwirsche Miene auf, als er öffnete. Man sollte sehen, daß er nicht gern gestört wurde, daß in seinem Haus niemand willkommen war.
Draußen stand ein Hüne mit silbernen Haaren und silbernen Augenbrauen. »Guten Tag, Mr. Bannon«, sagte er mit fester Stimme.
»Ich bin Mr. Silver!«

***

Rebecca Morton konnte den Schreck nicht vergessen, den sie erlitten hatte, als sie den Steward tot in ihrem Badezimmer fand. Seither hatte sie Angst, allein zu sein, und deshalb hatte sie John Balding gebeten, zu ihr zu kommen, als der Kapitän die Passagiere aufforderte, sich in ihren Kabinen einzuschließen.
Sie trank Wermut. Eiswürfel klimperten im Glas, das sie gegen ihre warme Wange drückte. »Ich werde einfach nicht damit fertig«, seufzte sie. »Wohin ich auch gehe, überall verfolgt mich dieses Bild. Überall sehe ich den toten Steward.«
»Das geht vorüber«, sagte Balding. Er hielt sich an ein härteres Getränk, trank goldenen Scotch. »Du mußt nur ganz stark zu vergessen versuchen, dann vergißt du auch.«
»Das glaube ich nicht.«
»Sieh mal, ein alter Spruch sagt: Die Zeit heilt alle Wunden. Es ist etwas Wahres dran. Der schlimmste Schmerz ebbt mit der Zeit ab. Es ist eine glückliche Eigenschaft von uns Menschen, daß wir vergessen können. Vor allem das Schlechte versinkt nach und nach hinter uns. Das Gute behalten wir wesentlich länger im Gedächtnis. Hast du diese Erfahrung noch nicht gemacht?«
Sie lehnte sich an ihn. »O John, ich wüßte nicht, was ich jetzt ohne dich anfangen sollte. Ich bin so froh, daß es dich gibt, daß ich mit dir reden kann. Ich würde verrückt werden, wenn ich jetzt allein in dieser Kabine sein müßte.«
Er legte den Arm um ihre Schultern. »Du weißt, was ich für dich

empfinde, Rebecca. Wenn du möchtest, brauchst du nie mehr allein zu sein. Ein Wort von dir genügt, und ich bleibe für immer in deiner Nähe.«

Sie senkte den Blick. »Ich… ich weiß nicht, ob ich das auch will. Du kennst meine Geschichte …«

Er nickte verständnisvoll. »Du hast eine arge Enttäuschung hinter dir. Ich werde warten. Auch deine Ehe mit Arthur wirst du vergessen. Glaub mir, nicht alle Männer sind wie er. Es gibt auch andere. Mich zum Beispiel. Ich würde dich auf Händen tragen.«

Sie küßte ihn auf die Kinnspitze. »Du bist ein guter Mensch, John. Warum sind wir einander nicht schon früher begegnet?«

Er lächelte. »Das Schicksal war dagegen. Es ließ uns zuerst getrennte Wege gehen und verschiedene Prüfungen ablegen, ehe es uns zusammenführte.«

Rebecca Morton nahm einen Schluck von ihrem Wermut. »Ich habe Angst, John.«

»Brauchst du nicht zu haben. Ich bin bei dir.«

»Es gibt nun schon zwei Tote, und der Kapitän mußte zugeben, daß beinahe ein dritter Mann umgebracht worden wäre. Wer weiß, was uns Thackery noch alles verheimlicht. Höllenbomben an Bord… Schrecklich. Werden wir diese Fahrt überleben, John?«

»Bestimmt. Du hast doch gehört, es befindet sich ein Experte an Bord. Tony Ballard wird sämtliche Bomben entschärfen, danach haben wir nichts mehr zu befürchten.«

»Ob der Kapitän nicht nur in Optimismus macht, damit auf seinem Schiff keine Panik ausbricht?«

John Balding schüttelte den Kopf. »Du mußt dir angewöhnen, den Menschen das zu glauben, was sie sagen. Nicht alle lügen.«

Sie nickte. »Ich will's versuchen. Dir zuliebe.«

Es klopfte. Rebecca Morton zuckte zusammen, als hätte sie ein blankes Stromkabel berührt. John Balding wandte sich halb um. Er ließ Rebecca dabei nicht los. »Ja!« rief er Richtung Tür.

»Hier ist der Erste Offizier, Sir. Würden sie kurz öffnen?«

Jetzt erst ließ Balding die Frau los. »Es ist alles okay«, sagte er zu ihr und begab sich zur Tür.

Er öffnete.

Und dann traf ihn das Grauen mit unheimlicher Wucht, denn draußen stand nicht Mason Keith, der Erste Offizier, sondern ein fürchterliches Monster: ein Mann mit nacktem Oberkörper, sehnig und muskulös, mit roten Stacheln auf der Haut, und auf seinem grauenerregenden Schädel krochen zischende Schlangen umher.

***

Kapitän Ed Thackery setzte sich über Telefon mit sämtlichen

Bordstationen in Verbindung. Die Männer seines Suchtrupps waren immer noch unterwegs. Im Augenblick hatten sie jedoch keinen Erfolg zu verzeichnen. Das Warten machte mürbe.

Aber dann kam eine Meldung: In der Küche war ein Skelett aufgetaucht. Panik und Hysterie waren die Folge. Alle hatten die Großküche verlassen.

Das bedeutete Alarm für Lance Selby und mich. Miller hatte in den schwarzmagischen Bomben nicht stets das gleiche Ungeheuer versteckt. Er hatte variiert. Eine Spinne. Ein Skelett. Ein Fischmaulmonster, das sich nicht mehr voll entfalten konnte, weil ich das Höllenei vorher zerstörte… Was für Scheusale gab es noch an Bord?

Die Küche war völlig verwaist, als Lance und ich sie betraten.

Kein Mensch befand sich darin. Aber auch kein Skelett. Jedenfalls konnten wir keines sehen.

Lance Selby zog seine Colt Commander. Wir ließen unseren Blick schweifen. Blankgescheuerte Herde. Saubere Töpfe und Pfannen.

Regale. Wo war der Knochenkerl?

In einigen Töpfen blubberten Soßen oder Suppen. Niemand kümmerte sich darum. Lance und ich sprachen kein Wort. Wir verständigten uns mit einem schnellen Blick, dann trennten wir uns.

Auch ich angelte meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Wir begannen die Küche zu durchkämmen. Ich schaute hinter jeden Ofen, hinter und in jeden Schrank. Auch die Regale ließ ich nicht unbeachtet.

Nichts.

Lance erging es nicht anders.

Doch Sekunden später änderte sich die Situation schlagartig. Das Skelett wuchs buchstäblich vor Lance Selby aus dem Boden. Der Parapsychologe schwang die Pistole hoch, kam jedoch nicht dazu, abzudrücken. Ein harter Schlag entwaffnete ihn. Die Commander polterte zu Boden. Lance Selby hielt sich den schmerzenden Arm.

Der Knochenmann stürzte sich auf ihn. Mit beiden Skeletthänden packte er den Parapsychologen am Hals.

Ich startete, um Lance zu Hilfe zu eilen.

Lance Selby zeigte, daß er zu kämpfen gelernt hatte. Er schwang seine Arme von unten nach oben und befreite sich vom Würgegriff des Unheimlichen. Aber das Gerippe gab nicht so schnell auf. Es packte den Parapsychologen und riß ihn herum.

Ehe es Lance Selby verhindern konnte, legte ihm der Knochenmann seine bleichen Unterarme auf die Kehle. Er drückte brutal zu.

Ein Schmerz glühte in Lance Selbys Hals auf. Sein Gesicht verzerrte sich. Das Skelett drückte von hinten gegen den Kopf des Parapsychologen. Es sah aus, als wollte der Knochenmann meinem

Freund das Genick brechen.

Ich wollte schießen, aber zwischen dem Skelett und mir befand sich Lance, der sich verzweifelt wehrte. Er gab sich noch nicht geschlagen, riß sein Hemd auf und griff nach dem kleinen ledernen Amulett, das er an einem Riemen um den Hals trug. Seine Finger schlossen sich um den Lederbeutel, der gewissermaßen weißmagisch geladen war, und diese Ladung ging auf Lance Selbys Faust über, sobald sich die Finger um das Lederamulett gekrallt hatten.

Lance riß den Riemen ab. Er schlug mit der »weißmagischen Faust« nach hinten und traf den blanken Totenschädel.

Das Skelett ließ ihn augenblicklich los. Lance schraubte sich herum. Sein nächster Faustschlag galt der furchterregenden Knochenfratze. Das Gerippe knallte gegen die Wand.

Lance bückte sich, um seine Commander aufzuheben.

Ich schoß.

Überhastet.

Die Kugel verfehlte knapp ihr Ziel, hämmerte gegen eine Aluminiumstange. Der Knochenmann nahm Reißaus. Er warf sich gegen eine Pendeltür. Sie gab nach, schwang sofort wieder zurück, und das Höllenwesen war verschwunden. Aber wir hatten nicht die Absicht, es entkommen zu lassen.

Ich erreichte Lance. »Bist du okay?«

»Ich zerlege diesen Knochenbastard in seine Einzelteile!« keuchte der Parapsychologe.

Ich grinste. »So gefällst du mir. Komm!«

Wir jagten hinter dem fliehenden Gerippe her.

Ein schmaler Gang. Dazwischen Schotten. Telefone in den einzelnen Sektoren. Ich rief Kapitän Thackery an, teilte ihm mit, wo wir uns befanden und forderte ihn auf, zu veranlassen, daß die Schotten, die sich vor uns befanden, dichtgemacht wurden. Augenblicke später rasselte die erste Stahlplatte nach unten. Wir erblickten kurz den Knochenmann, als die zweite Stahlplatte sich senkte. Er schaffte es nicht mehr, durchzukommen, und als das nächste Schott geschlossen wurde, saß das Skelett in der Falle. Es konnte nicht vor und nicht zurück, war gefangen – und wir wußten, wo wir es finden konnten.

Während es sich in seinem Kerker aufhielt, hatten wir Zeit, uns zu überlegen, wie wir es vernichten konnten.

»Wunderbar!« rief ich in die Sprechmuschel. »Wir haben den Knochenmann, Kapitän!«

»Sitzt er fest?«

»Besser geht's nicht.«

Ich hörte, wie der Kapitän aufatmete und wollte den Hörer an den Haken hängen. Da rief Ed Thackery aufgeregt: »Mr. Ballard! Hallo! Hallo, Mr. Ballard!«

»Ich bin noch dran, Kapitän.«

»Sie werden auf dem Oberdeck gebraucht. Der Erste Offizier ist hier…«

»Was ist passiert?«

»Mason Keith sagt, auf dem Oberdeck ist ein Monster aufgetaucht!«

»Wir kommen sofort!« blaffte ich in die Membrane, wies auf das geschlossene Schott und sagte zu Lance Selby: »Den Knochenmann vergessen wir vorläufig. Wir müssen jetzt dringend auf das Oberdeck.«

***

Das Ungeheuer stieß ein hämisches Lachen aus. John Balding wich verstört zurück. Er war auf einen simplen Trick hereingefallen. Dieser grauenerregende Kerl hatte sich als Erster Offizier ausgegeben, und Balding hatte ihm bereitwillig geöffnet, obwohl Ed Thackery über Lautsprecher geraten hatte, die Kabinentüren verschlossen zu halten.

Als Rebecca Morton das Höllenwesen sah, drohte sie den Verstand zu verlieren. Erst vor wenigen Stunden hatte ein Toter in ihrem Bad gehangen, und nun tauchte in ihrer Kabine ein Monster auf

…Das war zuviel für Rebeccas angegriffene Nerven. Sie ließ das Wermutglas fallen, preßte die Fäuste gegen die Wangen und kreischte schrill vor Entsetzen. Das Scheusal trat ein. Die Haut, die sich über die Knochen spannte, war transparent. Sehnen und Adern waren darunter deutlich zu sehen. Die Schlangen bewegten sich auf dem Schädel des Schrecklichen aufgeregt. Sie bogen ihre Leiber nach vorn, streckten John Balding die Köpfe entgegen, starrten ihn mit kleinen schwarzen Knopfaugen böse an, rissen ihre Mäuler auf, in denen gefährliche Giftzähne schimmerten.

»O mein Gott!« quetschte Balding zwischen den Zähnen hervor.

Das Ungeheuer wollte ihn packen.

Er sprang zurück, schlug nach dem Arm des Häßlichen. Der lachte nur. »Du hast keine Chance! Du wirst sterben! Du bist Leiche Nummer drei!«

Balding bewaffnete sich mit einer Stehlampe. Er rammte sie dem Schrecklichen samt Schirm gegen die Brust. Die Drahthalterung des Schirms brach. Die Glühlampe zerplatzte, Strom sauste in den Leib des Ungeheuers. Es knisterte, und das Monster zuckte zusammen, aber es wich keinen Schritt zurück. Der Strom vermochte ihm nichts anzuhaben.

Mit einem kraftvollen Hieb entwaffnete die Bestie den Mann.

Rebecca Morton stand wie vor den Kopf geschlagen da.

Sie wollte raus aus der Kabine, fort von hier. Aber ließ sie damit nicht John im Stich?

Sie ergriff einen Kunststoffhocker und stürmte damit auf das schwarze Wesen ein. Sie hieb ihm den Hocker seitlich gegen den

Schädel und hatte großes Glück, denn die Schlangen schnellten sofort in ihre Richtung, und es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre sie gebissen worden. Ein qualvolles Ende wäre die Folge gewesen.

Das Ungeheuer zeigte keinerlei Wirkung.

»Hinaus!« schrie John Balding. Es galt Rebecca. »Bring dich in Sicherheit! Wenigstens du…«

Rebecca ließ den Hocker fallen. Sie preßte sich gegen die Wand, glitt an ihr entlang, auf die Tür zu, während Balding versuchte, das Monster auf Distanz zu halten.

Er kippte die Sitzbank dem Schrecklichen entgegen.

Da schwarze Wesen flankte kraftvoll darüber. Es war nicht aufzuhalten. »Du bist mir sicher!« knurrte es, und trieb John Balding in einer Ecke in die Enge.

Der Mann konnte weder nach links noch nach rechts ausweichen.

Mit furchtgeweiteten Augen starrte er das Scheusal an, das nach seinem Leben gierte. Die grauenerregende Gestalt lachte hohntriefend.

»Habe ich es nicht gesagt? Du bist verloren!«

John Balding versuchte einen letzten Ausbruchsversuch. Er sackte blitzschnell nach unten und stieß sich kraftvoll nach vorn ab.

Da traf ihn ein schmerzhafter Schlag. Er brach zusammen, landete auf dem Boden, drehte sich ächzend auf den Rücken, sah das Ungeheuer über sich und wußte, daß er dem Tod geweiht war.

***

»Mr. Silver?« fragte Esram Bannon scheinheilig. »Sollte ich Sie kennen?«

»Nein, Sie hatten bisher noch nicht das Vergnügen, aber nun werden Sie mich kennenlernen, Mr. Bannon!« knurrte der Ex-Dämon und trat unaufgefordert ein. »Oder soll ich Sie Miller nennen, wie Sie es von Frederick Asner verlangt haben?«

»Asner? Wer ist Frederick Asner?«

»Noch ein Name, mit dem Sie nichts anzufangen wissen, nicht wahr?«

»Allerdings.«

Mr. Silver blickte sich um. »Wohnen Sie allein in diesem Haus?«

»Ja.«

»Aber nicht mehr lange.«

»Was soll das heißen?«

»Daß Sie Ferien machen werden. Auf Staatskosten. Das Apartment ist bereits reserviert. Ausblick auf den Hof. Gesiebte Luft. Und alles lebenslänglich.«

»Sie scheinen nicht ganz richtig im Kopf zu sein!« begehrte Esram Bannon auf.

»Sie verstehen bloß Bahnhof und Koffer klauen.«

»Allerdings.«
»Mich können Sie nicht täuschen, Bannon! Sie haben sich mit der Hölle verbündet. Streiten Sie das ab?«
»Entschieden sogar.«
»Sie haben auf dem Ozeanriesen ›Empire‹ schwarzmagische Bomben versteckt, um von dem Reeder Frederick Asner zwei Millionen Pfund erpressen zu können.«
»Hören Sie…«
»Geben Sie sich keine Mühe, Bannon. Leugnen hat keinen Zweck. Sie hätten vorsichtiger sein müssen. Sie haben Frederick Asner von hier aus angerufen, rechneten nicht damit, daß jemand so schlau sein könnte, eine Fangschaltung zu installieren. Genau das ist aber getan worden. Und mit Hilfe dieser Schaltung ließ sich einwandfrei feststellen, woher der Erpresseranruf kam. Aus diesem Haus. Sie waren am Apparat, *Miller*! Sie hätten an den Spruch denken müssen: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Ich bin froh, daß Sie sich Ihrer Sache so sicher waren. Dadurch machten Sie es möglich, daß ich jetzt bei Ihnen bin.«
Esram Bannon war Schritt für Schritt zurückgewichen. Es sah aus, als hätte der Mann vor Mr. Silver Angst. In Wirklichkeit aber glaubte Bannon, den Ex-Dämon nicht fürchten zu müssen. Ein großer Trumpf steckte noch in Bannons Ärmel. Den wollte er nun gegen Mr. Silver ausspielen. Er erreichte den Tisch, auf dem der Höllenkristall lag. Eine unscheinbare Kugel. Man hätte sie für ein Zierstück, für einen Briefbeschwerer halten können. Es war ihr nicht anzusehen, daß Kräfte der Finsternis in ihr steckten.
Bannon zog sich hinter den Tisch zurück. Er legte seine Hand auf die Kugel und aktivierte sie.
Der schwarzmagische Angriff erfolgte für Mr. Silver so unverhofft, daß er völlig überrascht war, und dabei hatte der Hüne mit den Silberhaaren geglaubt, die Situation fest im Griff zu haben.
Ein magischer Schock traf ihn mit schmerzhafter Wucht. Er lähmte ihn. Tausend glühende Nadeln schienen in seinem Fleisch zu stecken. Er war nicht fähig, noch etwas zu tun. Nur denken konnte er noch, und er schalt sich im Geist einen Idioten, weil er nicht besser aufgepaßt hatte.
Esram Bannon hatte ihn spielend überrumpelt.
Jetzt steckst du in der Klemme! dachte Mr. Silver schwitzend.
Bannon läßt dir garantiert keine Chance! Er wird dich umbringen!
Der Höllendiener grinste breit. Er wies auf die Kugel. »Ein Geschenk des Höllenfürsten. Sie haben die starke Kristallmagie zu spü- ren gekriegt. Beherrsche ich die Kugel nicht hervorragend? Sind Sie immer noch der Meinung, ich hätte vorsichtiger sein müssen, Mr. Silver? Wer sollte mir denn etwas anhaben? Solange ich im Besitz

dieses Höllenkristalls bin, ist mir niemand gewachsen. Ich brauche nicht übertrieben vorsichtig zu sein. Es kann mir ja doch keiner etwas tun.« Er nahm die Kugel in seine sehnigen Hände. »Sie haben mit allen Ihren Anschuldigungen recht. Jawohl, ich bin Miller, und ich hole mir zwei Millionen Pfund von Frederick Asner. Aber er bezahlt das Lösegeld umsonst, denn ich hatte von Anfang an nicht die Absicht, die ›Empire‹ und die Menschen, die sich auf ihr befinden, zu verschonen. Die Hölle will Seelen haben, und ich werde sie ihr verschaffen. Das Schiff ist genauso verloren wie Sie, Mr. Silver. Ich werde den Funkkontakt der ›Empire‹ stören, werde den Ozeanriesen völlig isolieren, die restlichen beiden Höllenbomben hochgehen lassen – und niemand wird wissen, welches Grauen das Schiff heimsucht und vernichtet.«

Esram Bannon konzentrierte sich auf die Kristallkugel.

Mr. Silver dachte entsetzt an die vielen Menschen an Bord der »Empire« und an seine beiden Freunde Tony Ballard und Lance Selby.

Ich muß sie retten! hämmerte es ununterbrochen in seinem Kopf.

Mein Gott, ich muß sie retten!

***

Wir erreichten das Oberdeck. Eine schwarzhaarige Frau taumelte aus einer Kabine heraus. Lance Selby kümmerte sich um sie. Sie sank ihm in die Arme. Totenblaß war sie, und sie zitterte heftig.

Lance mußte sie stutzen.

»Helfen Sie John«, hauchte sie. »Ich bitte Sie, retten Sie John…«

Ich jagte an ihr vorbei und in die Kabine. Die schreckliche Situation war mit einem einzigen Blick zu erfassen. Ein Mann lag auf dem Boden. Ein Monster war über ihm. Der Mann wäre verloren gewesen, wenn ich nicht eingegriffen hätte.

Mein Colt Diamondback donnerte los.

Die geweihte Silberkugel stieß das Scheusal nach vorn. Es krachte mit dem von Schlangen bedeckten Schädel gegen die Wand. Das Geschoß hatte die Schulter der Bestie getroffen. Schwarzes Dämonenblut floß aus der Wunde. Die Bestie drehte sich langsam um. Ein grauenerregendes Wesen. Es starrte mich mit haßlodernden Augen an.

John Balding kroch auf allen vieren aus dem Gefahrenbereich, sprang auf und stürmte an mir vorbei aus der Kabine. Ich war mit dem schwarzen Wesen allein.

Das Ungeheuer näherte sich mir. Es wollte sich für die Kugel revanchieren, die es schwächte. Ich richtete meinen Diamondback auf das Höllenwesen.

Auf zwei Meter ließ ich das Monster an mich heran, dann schnarrte ich: »Stopp!«

Aber der Kerl blieb nicht stehen.
Er wollte mich an Baldings Stelle umbringen. Doch diese Freude sollte ihm versagt bleiben. Als er nicht stehenblieb, drückte ich noch einmal ab. Die Silberkugel warf ihn zu Boden.
Sein schwarzgrünes Blut bildete eine kleine Lache.
Er starrte zu mir hoch, und ich sah in seinen Augen, wie sehr er mich haßte, wie sehr er immer noch nach meinem Leben gierte.
Aber er konnte es mir nicht nehmen.
Das geweihte Silber machte ihn schwach. Die Schlangen hingen wie Seile an seinem Kopf herunter. Ab und zu zuckten sie, aber sie hatten nicht die Kraft, sich aufzurichten.
Der Höllenbursche hätte es nicht verhindern können, wenn ich ihm die Waffe an die Stirn gesetzt und abgedrückt hätte. Er war schon so gut wie erledigt. Aber ich blieb auf der Hut, denn aus Erfahrung wußte ich, daß angeschlagene Gegner oft am gefährlichsten sind. Der Bastard der schwarzen Macht hatte nichts mehr zu verlieren. Er konnte noch einmal all seine Kräfte zusammenkratzen und mich attackieren. Damit es nicht dazu kam, hielt ich einen vernünftigen Sicherheitsabstand.
Wir hatten die Killerspinne ausgeschaltet.
Wir hatten den Knochenmann festgesetzt.
Ein Ungeheuer war mit dem Höllenei verbrannt.
Ein Monster lag vor mir auf dem Boden.
Fehlten noch zwei schwarzmagische Bomben und jenes Ungeheuer, das meiner Ansicht nach den Steward Henry Adams umgebracht hatte.
»Es gibt noch zwei Bomben an Bord!« sagte ich schneidend. »Ich bin sicher, du weißt, wo sie versteckt sind!«
Der Dämon sagte nichts.
»Du hast die Wahl zwischen einer Antwort und einer Silberkugel in den Schädel!« sagte ich.
»Ja«, gurgelte der Schreckliche. »Ich kenne das Versteck.«
»Und du weißt auch, wo sich das Scheusal verbirgt, das Adam getötet hat!« sagte ich dem Häßlichen auf den Kopf zu.
»Ja, auch das ist mir bekannt.«
»Steh auf!«
»Ich kann nicht.«
»Ist es dir lieber, wenn ich dich erschieße?«
»Nein!« heulte das schwarze Wesen auf. Mühsam quälte es sich auf die Beine. Es konnte sich nicht aufrecht halten, krümmte sich, die Arme hingen pendelnd herunter.
»Zeig mir das Versteck!« verlangte ich.
Der Höllenknecht schleppte sich aus der Kabine. Das geweihte Silber machte ihm arg zu schaffen. Ed Thackery und seine Leute standen auf dem Gang. Jemand kümmerte sich um Rebecca Morton und John

Balding. Lance Selby stand mir wieder zur Verfügung. Die Seeleute machten Platz. Grau waren ihre Gesichter. Angewidert und furchtsam blickten sie auf das Ungeheuer, das an ihnen vorbeischwankte.

»Warum töten Sie es nicht, Mr. Ballard?« fragte mich Mason Keith.

»Ich brauche es noch«, gab ich zurück, ohne das schwarze Wesen auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Es führte uns in den Tankraum. Wir schlossen die schwere Metalltür hinter uns. Nun waren wir unter uns. Vertreter des Guten. Vertreter des Bösen. Todfeinde!

Ich versetzte dem Schrecklichen einen Tritt. Er stürzte. Lance und ich suchten die schwarzmagischen Bomben. Wir fanden sie. Sie pumpten bereits aufgeregt. Es konnte nur noch wenige Sekunden dauern, bis sie aufplatzten. Um dies zu verhindern, mußten wir ungemein schnell handeln. Wir wollten das auch tun, aber da lenkte uns plötzlich ein aggressives Fauchen ab. Synchron ruckten unsere Köpfe hoch. Im selben Moment sprang zwischen zwei Tanks jene Bestie hervor, der Henry Adams zum Opfer gefallen war.

Krallenhände, schwarzer, mit Seetang bedeckter Leib, grüne, hervorquellende Augen, scharfe Haizähne und eine rüsselähnliche Schnauze!

Das Biest lenkte uns ab.

Wertvolle Sekunden vertickten.

In dieser Zeit reiften die Hölleneier.

Sie platzten auf. Die schwarzmagischen Bomben gingen hoch – und der Horror eskalierte.

***

Neue Schreckensgestalten entstanden. Die eine hatte einen mit grauen Schuppen gepanzerten Körper und trug auf den Schultern einen häßlichen, fauchenden Kaimanschädel.

Die andere hatte einen mit Gefieder bedeckten Hals, auf dem ein grauenerregender Geierschädel saß.

Zu dritt griffen uns die Bestien an. Das Monster mit dem Schlangenkopf kroch auf die leeren Hüllen zu. Es fraß sie auf und kam wieder zu Kräften. Nun hatten wir es mit vier brandgefährlichen Gegnern zu tun. Lance Selbys Hand umschloß wieder das Lederamulett. Dadurch hatte sein Schlag ungefähr die gleiche Wirkung wie meiner, wenn ich mit dem magischen Ring zuschlug.

Geier und Kaiman konzentrierten sich auf mich.

Die beiden andern versuchten Lance fertigzumachen.

Wir trachteten, beisammen zu bleiben. Unsere Waffen kläfften immer wieder, doch die Biester schafften es, sich jedesmal blitzschnell vor unseren Kugeln in Sicherheit zu bringen.

Der Höllenkaiman biß nach meiner Hand. Ich drehte mich und

schlug mit dem magischen Ring zu. Das geschuppte Untier gurgelte.

Ich setzte nach. Mein zweiter Schlag traf die Bestie zwischen den Augen. Ich wollte anschließend den Diamondback abfeuern, doch das verhinderte der andere Gegner.

Sein gewaltiger Schnabel sichelte durch die Luft. Wenn ich nicht blitzschnell auf Tauchstation gegangen wäre, hätte mir das Geiermonster den Nacken aufgerissen. Krallenbewehrte Greifer erwischten mein linkes Bein. Scharfes Horn bohrte sich in mein Fleisch. Ich verzerrte mein Gesicht. Der Kaiman riß sein widerliches Maul weit auf. Das Maul zuckte vor.

Es sah aus wie zwei mit Nägel gespickte Bretter.

Ich riß den Revolverarm hoch und schoß der Bestie in den Rachen. Tödlich getroffen brach das Untier zusammen. Mit dem magischen Ring befreite ich mich aus den Greifern des Geiers.

Lance Selby konnte sich nicht lange an meiner Seite halten. Er war gezwungen, zurückzuweichen. Die Angreifer machten ihm das Leben schwer. Er glitt aus, als er mit der »weißmagischen Faust« zuschlug, fiel aufs Knie. Sofort war der Schlangenhäuptige zur Stelle.

Die Reptilien auf seinem Schädel waren wieder so aggressiv wie eh und je. Lance warf sich zurück und drückte ab, ohne zu zielen.

Dafür war keine Zeit. Und Lance hatte Glück. Das geweihte Silbergeschoß wuchtete gegen die Stirn des Angreifers.

Das schwarze Wesen brach erledigt zusammen.

Aber Lance Selby war noch nicht aus dem Schneider. Es gab noch den anderen Gegner. Der wollte nun eine Entscheidung erzwingen.

Er beabsichtigte, Lance in dieser Minute fertigzumachen. Vehement griff er an. Lance sprang auf, wich zurück, tauchte unter einem Hieb weg, schlug mit der Faust zu, traf das schwarze Wesen und brachte es zu Fall. Der Parapsychologe schickte sofort eine Silberkugel nach, doch das Ungeheuer rollte herum und war sofort wieder auf den Beinen.

Ein Schlag – die Krallenhand schnitt durch die Luft und schlug eine Ölleitung entzwei. Der Treibstoff sprudelte und blubberte sofort heraus wie Wasser aus einem Brunnen. Schnell bildete sich eine Ölpfütze, die besorgniserregend wuchs.

Flammen leckten plötzlich aus dem rüsselähnlichen Maul des Monsters.

Ich sah es.

Lance und ich begriffen, wie kritisch unsere Situation mit einemmal geworden war. Wenn das Scheusal den Treibstoff in Brand setzte, war die »Empire« verloren, und mit ihr alle Menschen, die sich auf dem Schiff befanden.

Ich konnte das schwarze Wesen nicht daran hindern, den Treibstoff zu entzünden, denn mein gefährlicher Gegner hielt mich nicht nur in

Atem, sondern hatte mich in die Defensive gedrängt.

Das Schicksal des Schiffes lag in Lance Selbys Händen – und damit auch mein Leben.

Lance war sich dieser Tatsache bewußt.

Die Feuerlohe, die aus dem Maul des Ungeheuers schoß, wurde immer länger. In wenigen Augenblicken würde sie den Boden erreichen, und dann…

Der Parapsychologe wußte, welche Last auf seinen Schultern lag.

Nur er konnte die Katastrophe noch verhindern. Blitzschnell richtete er die Commander auf das schwarze Wesen und drückte ab.

Klick machte es!

Mehr nicht. Es befand sich keine Kugel mehr in der Pistole.

***

Esram Bannon aktivierte den Höllenkristall, und plötzlich entstand Action im Inneren der Kugel. Der Satansdiener konnte sehen, was sich an Bord der »Empire« abspielte. Und auch Mr. Silver sah die furchtbaren Szenen. Er erkannte im Zentrum der Kugel Tony Ballard und Lance Selby, die einen erbitterten Kampf gegen grauenerregende Geschöpfe austrugen.

Tony und Lance kämpften tapfer.

Aber er sah nicht danach aus, als ob sie siegen würden.

Bannon grinste diabolisch. Er weidete sich an den Szenen. In Kürze würde die »Empire« untergehen, und Frederick Asner würde dafür auch noch zwei Millionen Pfund bezahlen, denn er hatte keinen blassen Schimmer, was sich auf seinem Schiff abspielte, seit man die

»Empire« über Funk nicht mehr erreichen konnte. War das ein Spaß.

Entsetzt sah Mr. Silver, wie Tony Ballard und Lance Selby mehr und mehr an Boden verloren.

Die Höllenwesen gewannen Oberwasser.

Treibstoff floß auf den Boden. Feuer leckte aus der Schnauze eines der beiden Ungeheuer.

Mr. Silver bäumte sich gegen die lähmende Kraft auf, mit der ihn der Höllenkristall festhielt. Da die Impulse auf die »Empire« ausgerichtet waren, mußte es doch möglich sein, sich von der Kristallmagie loszureißen.

Wenn dem Ex-Dämon noch seine übernatürlichen Fähigkeiten zur Verfügung gestanden hätten, wäre das ein Kinderspiel für ihn gewesen. So aber mußte er alles an Kräften aufbieten, was in ihm steckte, um die Trennung herbeizuführen. Es mußte gelingen, sonst waren Tony Ballard und Lance Selby verloren!

Und mit ihnen mehr als 1200 Menschen!

Der Hüne mit den Silberhaaren strengte sich ungemein an.

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er spürte, wie er der lähmenden Umklammerung allmählich entglitt. Das gab ihm Auftrieb. Du schaffst es! hämmerte es in seinem Kopf. Du schaffst es!

Und plötzlich war er frei.

Er konnte sich wieder bewegen. Aber der Höllenkristall wollte die gestörte Verbindung sofort wiederherstellen.

Der Höllenkristall!

Alles Übel ging von ihm aus. Durch ihn war Esram Bannon in der Lage, all diese schrecklichen Dinge zu inszenieren. Wenn das aufhören sollte, mußte man die Kugel zerstören.

Gedacht – getan!

Mr. Silver riß blitzschnell den Revolver aus dem Gürtel. Er richtete die Waffe auf den Kristall. Bannon sah es und kreischte auf.

»Neiiin!«

Er wollte sich schützend über die Kugel werfen, doch Mr. Silvers Zeigefinger war schneller. Der Diamondback krachte. Das geweihte Silber hieb gegen die Kugel und zertrümmerte sie. Splitter sirrten durch den Raum. Viele von ihnen verletzten Esram Bannon. Sie bohrten sich in sein Fleisch, schnitten ihm die Haut auf. Er blutete und heulte vor Wut. Kraftlos sank er zu Boden. Die Kristallmagie existierte nicht mehr. Mr. Silver hatte das unmöglich Scheinende geschafft.

Er war mit sich zufrieden. Allmählich kam er auch ohne seine außergewöhnlichen Fähigkeiten ganz gut zurecht.

Er ging an Esram Bannon vorbei und rief Frederick Asners Büro an. Er verlangte Tucker Peckinpah und sagte: »Asner darf seine zwei Millionen behalten.«

»Haben Sie Bannon das Handwerk gelegt?« fragte der Industrielle heiser.

»Ja. Der Mann ist verletzt.«

»Ich veranlasse, daß man ihn abholt. Was tut sich auf der ›Empire‹? Wir haben keine Funkverbindung mehr.«

»Damit müßte es jetzt wieder funktionieren.«

»Wir werden es gleich probieren.«

»Bleiben Sie bei Asner?«

»Vorläufig ja.«

»Okay, ich komme vorbei, sobald Esram Bannon auf Nummer Sicher ist, und liefere eine lückenlosen Bericht.«

***

Ich hörte das Klicken und begriff, daß nun alles aus war. Wir würden in den Flammen umkommen. Das Feuer würde rasch um sich greifen und das gesamte Schiff verwüsten. Der Tod war uns gewiß.

So sah es aus.

Aber plötzlich geschah ein unerklärliches Wunder. Die beiden

Monster wurden transparent und lösten sich wenige Herzschläge später auf, waren nicht mehr vorhanden. Schwer keuchend blickte ich den Parapsychologen an. »Verstehst du das?« fragte ich.

»Nein, das ist mir auch ein Rätsel.«

Wir verließen den Tankraum. Vom nächsten Telefon aus setzte ich mich mit Kapitän Thackery in Verbindung. Ich meldete ihm den Schaden. Dann wollten Lance und ich uns um den Knochenmann kümmern. Das Schott ging hoch. Wir traten durch die Luke. Von dem Skelett keine Spur mehr.

Der Spuk war vorbei.

Hatte Miller alles abgeblasen?

Viele Fragen waren offen. Wir kriegten die Antworten wenig später über Funk. Mr. Silver meldete sich und er spuckte große Töne.

»Was würdet ihr ohne mich tun? Papa Silver hat für euch mal wieder alles glattgebügelt.«

Wir erfuhren, was sich in London ereignet hatte, und freuten uns mit dem Ex-Dämon über seinen großen Erfolg. Er hatte uns vor einem schrecklichen Ende bewahrt.

Mr. Silver gab das Mikrophon an Tucker Peckinpah weiter. Der Industrielle beglückwünschte auch uns zu dem durchschlagenden Erfolg, mit dem Lance und ich eigentlich nicht mehr gerechnet hatten. Kapitän Thackery gab über die Bordlautsprecher die Entwarnung durch, doch es dauerte einige Zeit, bis sich die ersten Passagiere aus ihren Kabinen wagten. Es war verständlich, daß sie dem plötzlichen Frieden nicht so schnell trauen mochten.

Die Siegesfeier fand im Festsaal statt, und wir sahen nur erleichterte Gesichter um uns.

Esram Bannon alias Miller war geschlagen.

Wir glaubten, nie wieder von ihm zu hören, doch das sollte sich als Irrtum herausstellen…

ENDE